

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 142 (1974)
Heft: 41

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bischofssynode vor weltweiten Aufgaben der Evangelisierung

Rückblick auf die Verhandlungen der ersten Arbeitswoche

Bei strahlendem Herbstwetter suchten unter den grossen Scharen der Pilger und Touristen am Morgen des Freitags, dem 27. September 1974, über 200 Kardinäle und Bischöfe ihren Weg in die Sixtinische Kapelle zur Eröffnung der 4. Bischofssynode. Viele Teilnehmer, die sich vom Konzil und von den früheren Bischofssynoden her kannten, begrüßten sich als alte Freunde. Unter der Assistenz der drei Präsidenten und des Generalsekretärs der Synode zog um 10 Uhr Papst Paul VI. zur Eucharistiefeier in die Sixtina ein. Den Teilnehmern der 3. Bischofssynode vor 3 Jahren stieg die Erinnerung an den damaligen Einzug auf, bei dem der Papst den ungarischen Kardinal Mindszenty, der gerade von Budapest nach Rom gekommen war, zur Konzelebration am Arm führte und ihn besonders begrüßte, obwohl er nicht Mitglied der Synode war . . .

In der Eucharistiefeier wurden Lesungen aus Is 61,1—3; Rom 10,9—18 und Mt 28,16—20 vorgetragen. Nach dem Evangelium hielt der Papst eine kurze Homilie, die er in die Form eines Gebetes kleidete. In direkter Anrede an Christus führte er aus, dass am Anfang der Besinnung über die Evangelisierung nicht die Bedürfnisse der Welt, die Möglichkeiten des Apostolates und die neuen Methoden der kirchlichen Tätigkeit, sondern das Bewusstsein stehen muss, dass Christus der Quell und die geschichtliche Ursache der Evangelisierung ist. Die Sendung der Bischöfe ist die Fortsetzung der Sendung Christi durch den Vater. Die Erwählung durch Christus (Jo 15,16) gibt dem Papst und den Bischöfen trotz menschlichen Unvermögens Mut und Vertrauen bei der Er-

füllung ihrer Aufgabe, indem sie das Wort aus dem Magnificat «Respexit humilitatem ancillae suae . . . fecit mihi magna qui potens est» in ähnlicher Weise auf sich anwenden dürfen. Die Authentizität des katholischen Priestertums, das dreifache Dienstamt des Lehrers, des Priesters und des Hirten und die enge Verbundenheit mit Christus sind wie feste Glieder einer Kette, welche die Bischöfe miteinander verbindet.

Der Papst hob weiter besonders das Vertrauen, den Mut, die Initiative, die Ausdauer, die Hoffnung und die Liebe als jene Elemente hervor, die für jede Verkündigung unerlässlich sind. Während der Eucharistiefeier gingen die meisten Kardinäle und Bischöfe zur Kommunion, obwohl sie nicht konzelebriert haben — in dieser Form ein erstmaliges Ereignis. Mit der Anrufung des Heiligen Geistes am Schluss der Feier, die vom italienischen Fernsehen festgehalten wurde, schloss der Eröffnungsgottesdienst.

Die erste Arbeitssitzung

Am späten Nachmittag des gleichen Tages versammelten sich die Mitglieder der Synode zu ihrer ersten Sitzung, an der auch der Papst teilnahm. In seiner Eröffnungsansprache hob Paul VI. hervor, dass die Synode die geeignetste Atmosphäre und die ideale Voraussetzung zu dem brüderlichen Dialog bildet, der zu einer eigentlichen «*conversatio*» werden soll. Das Thema der Synode sei wichtig und weitgefasst, kühn und anspruchsvoll und geradezu eine Herausforderung aller Teilnehmer, sich ihrer Verantwortung

neu bewusst zu werden. Der Papst betonte die Notwendigkeit der Evangelisierung und ihre Universalität in bezug auf die Adressaten. In diesem Zusammenhang wies er auf den Ökumenismus hin: «In dieser Sicht der Universalität der Evangelisierung werden wir einer ebenso wichtigen wie schwierigen Frage begegnen, nämlich der des Ökumenismus, der jetzt von der Kirche mit grösstem Interesse und mit brüderlicher Rücksichtnahme studiert wird. Diese Frage muss in jenem Geist und entsprechend der Richtlinien behandelt werden, die ihr eigen sind, aber mit immer neuer Liebe und Hoffnung.» Die nichtchristlichen Religionen sind nach den Worten des Papstes nicht als Rivalen oder als Hindernisse der Evangelisierung zu betrachten, sondern als ein Gebiet lebendigen und respektvollen Interesses sowie brüderlicher und bereits begonnener Freundschaft.

Aus dem Inhalt:

Die Bischofssynode vor weltweiten Aufgaben der Evangelisierung

Das neue Hochgebet — Synode 72 in der Praxis

Herkunft der Ordensmänner und schwindender Nachwuchs

Zwischen Gottes Wort und menschlichem Tun: Der Rosenkranz

«Rückfrage nach Jesus»

Täter des Wortes

Amtlicher Teil

Zum Schluss seiner Rede ging Paul VI. auf den Zusammenhang zwischen der eigentlichen Evangelisierung und dem gesamten menschlichen Einsatz für die Entwicklung ein, der bei der Finalität der Evangelisierung zu berücksichtigen ist. Die spezifisch religiöse Zielsetzung der Evangelisierung müsse immer neu klar herausgestellt werden. «Dies bedeutet jedoch nicht», sagte der Papst, «dass man bei der Evangelisierung die Bedeutung der Probleme vernachlässigen kann oder darf, die heute diskutiert werden und die Gerechtigkeit, die Befreiung, die Entwicklung und den Frieden in der Welt betreffen. Dies hiesse, die Lehre des Evangeliums von der Liebe zu dem leidenden und bedürftigen Nächsten vergessen ... Es besteht kein Gegensatz noch eine Trennung, sondern eine gegenseitige Ergänzung zwischen Evangelisierung und menschlichem Fortschritt, die, obwohl verschieden und einander untergeordnet, sich wechselseitig fordern auf Grund ihrer gemeinsamen Ausrichtung auf das gleiche Ziel, das Heil des Menschen.»

Damit griff Paul VI. bereits am Anfang ein zentrales Thema auf, das vor allem von den Bischofskonferenzen aus Südamerika, Afrika und Asien angemeldet wurde. Er stellte den Mitgliedern der Bischofssynode die Aufgabe, die Beziehungen zwischen den beiden Anliegen, ihrer Formen und ihrer Methoden genauer zu klären. Beim Einsatz für den Menschen dürfe man sich aber keinesfalls Mittel bedienen, die in offenem Gegensatz zum Geist des Evangeliums stehen. «Weder die Gewalttätigkeit noch die Revolution, noch der Kolonialismus in seinen verschiedenen Formen werden als Mittel der Evangelisierung der Kirche dienen können; auch nicht die Politik als solche, obgleich es die Pflicht der Christen ist, zur Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten ihren eigenen Beitrag zu leisten.» Die Synode soll die traditionelle Auffassung der Evangelisierung mit den neuen Versuchen und Wegen konfrontieren, die sich auf das Konzil und auf die veränderten Zeitumstände berufen. Mit dem Aufruf zu einem gesunden Optimismus, der sich aus dem Vertrauen in die eigene Arbeit und noch viel mehr aus dem Vertrauen auf Christus nährt, schloss der Papst seine Ansprache.

Anschliessend legte der Generalsekretär der Bischofssynode, Bischof W. Rubin, einen detaillierten Bericht über die Tätigkeit des Sekretariates seit der letzten Synode 1971 vor. Wie bekannt, sind das letzte Mal unter den Mitgliedern der Synode Kritiken laut geworden sowohl über die Vorbereitung wie auch über die Arbeitsweise der Synodenversammlung. Man beklagte sich auch darüber, dass man nach dem Abschluss einer Synode nicht erfahre, was mit den Ergebnissen der Synode geschehe. Auf diese letzte Frage ver-

suchte der Sekretär zuerst eine Antwort zu geben, ohne allerdings viel Neues sagen zu können. Dass die beiden Dokumente der letzten Synode über das Priestertum und über die Gerechtigkeit in der Welt publiziert wurden, ist bekannt. Wie aber diese Dokumente ausgewertet wurden, welchen Einfluss sie hatten bzw. heute noch haben und was mit ihnen weiter geschehen soll, dazu wussten auch die in der Zwischenzeit befragten Bischofskonferenzen nicht viel zu sagen. Natürlich wurde oft betont, man möge die Probleme weiter verfolgen und die Studien vertiefen. Aber auch den Synodendokumenten geht es nicht viel anders als manchen anderen kirchlichen Texten, die mit viel Arbeit und Einsatz verabschiedet werden.

Über die Verfahrensordnung und die Arbeitsweise der Synode sind nach der letzten Sitzung zahlreiche Abänderungsvorschläge eingegangen. Sie wurden vom Rat und vom Sekretariat der Synode für die gegenwärtige Session nach Möglichkeit berücksichtigt. Wie sie sich auswirken werden, bleibt abzuwarten.

Ausführlich legte der Sekretär dar, wie das Thema «Evangelisierung der heutigen Welt» für die 4. Synode ausgewählt und vorbereitet wurde. Man weiss, dass von verschiedenen Seiten in erster Linie andere Themen vorgeschlagen und gewünscht wurden, so vor allem Ehe und Familie, Glaube und Lehramt, Befreiung des Menschen, Fortschritt und Gerechtigkeit, Jugend und andere mehr. Darüber sind Befragungen und verschiedene Beratungen erfolgt. Der Papst hat schliesslich das Thema der Evangelisierung ausgewählt. In gründlicher Arbeit wurde unter Mitwirkung der Bischofskonferenzen das erste Vorbereitungsdokument erstellt und nach den erneuten Stellungnahmen der Bischofskonferenzen das sogenannte «Instrumentum laboris» erarbeitet, das nun als Grundlage für die Beratungen an der Synode dient. Als weitere Grundlagen liegen vor das «Panorama», ein Bericht über die Lage und die Entwicklung in der Kirche seit der Synode im Jahr 1971, und die fünf Berichte über die fünf Kontinente.

«Panorama» 1971—1974

Bischof A. Lorscheider aus Brasilien, der vom Papst mit der Erstellung des «Panorama» beauftragt wurde, sah sich vor einer recht schwierigen Aufgabe. Die 54 Antworten, die von den Bischofskonferenzen eingegangen sind — eine verhältnismässig geringe Zahl — waren weder umfangreich noch sehr ergiebig. Bischof Lorscheider legte seinen Bericht, den er als Austausch von Informationen, Erfahrungen und Problemen und zugleich als Grundlage für die in der Zukunft zu behandelnden Argumente verstanden wis-

sen wollte, in 3 Teilen vor. Im ersten Teil zählte er eine Reihe von Tatsachen auf, die seit 1971 eine starke Entwicklung in der Gesamtkirche, wenn auch mit grossen Unterschieden, verzeichnen. So erwähnte er die Zusammenarbeit der Bischofskonferenzen, die verschiedenen Räte, die internationalen Kontakte unter den Ordensleuten, das wachsende Gemeinschaftsbewusstsein in der Kirche, das besonders in kleinen Gruppen zum Ausdruck kommt, die Mitarbeit der Laien in der Kirche, den Einsatz für kirchliche Berufe, die Sorge für die Priester, die ihren priesterlichen Dienst aufgegeben haben, die liturgische Erneuerung, den grösseren Einsatz für die soziale Gerechtigkeit und den Frieden, die Verteidigung der Grundrechte des Menschen, die neue Stellung der Frau in der Kirche, den Ökumenismus, die stärkere Prägung der Lokalkirche durch die einheimische Kultur und schliesslich ein breiteres Angebot an Weiterbildungskursen für Priester und Bischöfe. Man sieht also, dass kaum wesentlich Neues festgestellt werden konnte, wobei die meisten Tatsachen nicht erst seit der letzten Synode in den Vordergrund getreten sind.

Das gleiche lässt sich über die Probleme sagen, die im 2. Teil des Berichtes aufgezählt wurden. Dazu gehören: die Eigenart der übernatürlichen Offenbarung in Christus, Pluralismus, Überprüfung kirchlicher Strukturen, Koordination zwischen der Zentralleitung der Kirche und den Lokalkirchen, Verhältnis zwischen Kirche und Staat, das Problem der Gerechtigkeit und der Befreiung des Menschen, Beziehung der Kirche zur Welt, verschiedene Bereiche der Spezialseelsorge (Familie, Jugend, Arbeiter u. a.), Relativismus sittlicher Normen, Säkularisierung, Einfluss des Marxismus, Krise der kirchlichen Berufe und noch manches andere. Bischof Lorscheider schloss mit dem Aufruf, die innere Erneuerung der Kirche im Geist des II. Vatikanischen Konzils fortzusetzen und dabei echte schöpferische Tätigkeit zu entfalten. Es ist dringend notwendig, die Beziehungen zwischen Hierarchie und Laien zu überprüfen. Echte Mitverantwortung der Laien ist unerlässlich. Die Laien messen einer wirklichen Teilnahme an der Erarbeitung der Entscheidungen besondere Bedeutung zu. Sie erwarten, dass Meinungen und Entscheidungen in ständigem Dialog zwischen Bischöfen, Priestern, Ordensleuten und Laien erarbeitet werden. Sollte dies vernachlässigt werden, so werden sich auch diejenigen, die heute der Kirche noch nahe stehen, von ihr entfernen. «Die Idee der hierarchischen Kirche als einem Zentrum aller Rechte und Vollmachten schadete und schadet den Anstrengungen zur Ausbreitung des Reiches Gottes in der Welt», fügte Bischof Lorscheider wörtlich hinzu.

Weltweit vor den gleichen Problemen

Am Samstag, dem 28. September, wurden 5 ausführliche Berichte über die Lage in verschiedenen Kontinenten vorgelegt. Das umfangreiche Dokument von 71 Seiten in lateinischer Sprache, das den Mitgliedern verteilt wurde, zeigt die ganze Breite der Probleme bei der Evangelisierung auf, die sich in Afrika, Asien, Süd- und Nordamerika, Australien, Ozeanien und Europa recht verschieden stellen. Doch fehlen auch gemeinsame Probleme nicht. Allerdings besteht die Gemeinsamkeit eher in den Schwierigkeiten, die herausgestellt werden, als in den positiven Lösungen.

Im Bericht über Afrika, der auf Grund der Stellungnahmen von 28 Bischofskonferenzen erstellt wurde und der sich auf 60 Millionen Katholiken in 356 Diözesen bezieht — der jährliche Zuwachs der christlichen Bevölkerung wird mit 10 Millionen angegeben —, werden zunächst mehr oder weniger die gleichen Tatsachen erwähnt wie in den übrigen Berichten: Liturgie, Bedeutung der Heiligen Schrift, Mitarbeit der Laien, Schwierigkeiten bei der Jugend, Bedeutung kleiner Gemeinschaften, Wichtigkeit des Dialogs mit den nichtchristlichen Religionen, vor allem mit dem Islam. Die ausländischen Missionare sind in Afrika weiterhin erwünscht, jedoch nur als Mitarbeiter der einheimischen Hierarchie und des einheimischen Klerus. Die Kirche in Afrika legt grossen Wert auf ihre Eigenständigkeit; als wichtigste Probleme der Evangelisierung in Afrika nennt der Bericht die Verschmelzung des Christentums mit den afrikanischen Kulturen, die Befreiung, die Überwindung des Kolonialismus, durch den die Christianisierung stark belastet war, die Autorität Roms, die auch durch die Nuntiatoren, aber in Zusammenarbeit mit den Bischofskonferenzen und den Lokalkirchen zu gewährleisten ist, den Priester- und Ordensnachwuchs und die Freundschaft zwischen den jungen und alten Kirchen, die sich im gegenseitigen Geben und Empfangen äussern muss.

Der Bericht über Südamerika, der von der gesamten Bischofskonferenz (CELAM) sehr gründlich erarbeitet wurde — wohl der beste Bericht —, geht von der Volksfrömmigkeit aus, die die Kirche in diesem Kontinent prägt, die aber oft sehr stark bei Äusserlichkeiten stehen bleibt. Daraus ergibt sich die dringende Notwendigkeit, den Glauben von synkretistischen und abergläubischen Elementen zu reinigen und zu vertiefen. Die ständig wiederkehrenden Themen im Bericht sind aber Befreiung, Gerechtigkeit, Fortschritt, Gewalt und Gewaltlosigkeit und die innere Verbindung dieser Probleme mit dem Evangelium. Ausführlich ist von der Jugend und von den kleinen Basisgruppen die Rede, auf die man

grosse Hoffnungen setzt. Ein besonders akutes Problem für Südamerika ist der grosse Priestermangel. Es ist deshalb begreiflich, dass der Ruf nach neuen Formen priesterlichen Dienstes besonders laut geworden ist. Dabei wird die Rolle der Familie und der Frau ausdrücklich hervorgehoben. Der Bericht bezeichnet Südamerika als den Kontinent der Hoffnung, für den der leidende, der auferstandene und lebende Christus im Mittelpunkt der Verkündigung stehen muss. Als Eigenart und als Zeichen der Hoffnung hob der Berichterstatter Bischof Pironio, Argentinien, Präsident der südamerikanischen Bischofskonferenz, wiederholt auch die Rolle Mariens und die marianische Frömmigkeit hervor.

In den Bericht über die Vereinigten Staaten und Kanada wurden auch Australien und Ozeanien einbezogen. Es versteht sich von selbst, dass bei dieser Weite des Raumes und der Verschiedenheit der Lage nur einige allgemeine Fragen genannt werden konnten. Solche sind: Evangelisierung und Ekklesiologie, wobei besonders die Struktur der Kirche als Problem aufgeworfen wird. Das zweite allgemeine Thema ist Evangelisierung und Gerechtigkeit in der Welt. Einzelne Fragen sind mehr oder weniger die gleichen wie anderswo. Aber sie werden z. B. in Kanada, in den Vereinigten Staaten, in Australien oder in Ozeanien sehr verschieden beurteilt.

Die Evangelisierung in Asien ist nach den Ausführungen von Kardinal Cordeiro, Erzbischof von Karachi, ganz in der sozio-politischen Entwicklung dieses Kontinents zu sehen. Das grösste Hindernis für die Verkündigung des Evangeliums ist ihre Verbindung mit dem Kolonialismus. Die Christen bilden eine so geringe Minderheit, dass sie wesentlich auf den Dialog mit den nichtchristlichen Religionen angewiesen sind. Die Möglichkeiten dieses Dialogs werden durchaus positiv beurteilt. Eine Schwierigkeit liegt allerdings darin, dass es sich häufig um offizielle Staatsreligionen handelt, denen gegenüber die Christen Mühe haben, sich zu behaupten. Industrialisierung und Säkularisierung werden als wichtigste Veränderungen bezeichnet, denen man bei der Verkündigung des Evangeliums Rechnung tragen muss. Armut, Ungerechtigkeit, Spaltungen unter den Völkern, Mangel an Glaubensboten werden als starke Hindernisse für die Evangelisierung empfunden. Auch die Kirche in Asien wünscht, ihre Eigenständigkeit noch stärker auszubauen, sei es in der Hierarchie, sei es in der Anpassung an die einheimische Kultur, in der Liturgie, in den kirchlichen Strukturen und Lebensformen, jedoch immer in Treue zum Evangelium und zum II. Vatikanischen Konzil.

Aus unserer Redaktion

Am vergangenen 1. Oktober hat Herr Dr. Rolf Weibel seine Arbeit an der Schweizerischen Kirchenzeitung aufgenommen. Die bisherige Redaktion und der Verlag heissen ihn herzlich willkommen. Nach Beratung und Beschluss der Redaktionskommission wird die Übergabe der Hauptredaktion vom bisherigen Inhaber Dr. J. B. Villiger an Herrn Dr. Weibel offiziell am 1. Januar 1975 erfolgen. Die drei verbleibenden Monate werden ihm dazu dienen, sich mit den Aufgaben der Redaktionsführung vertraut zu machen und einen Überblick über die Mitarbeiter und die Struktur der Leserschaft zu gewinnen. Wir wünschen Herrn Weibel einen guten Start und freuen uns auf eine gute Zusammenarbeit.

Redaktion und Verlag

Über die Lage in Europa berichtete Erzbischof R. Etcheagaray von Marseille, Präsident des Rates der europäischen Bischofskonferenzen. Seine Ausführungen unterschieden sich stark von den übrigen Berichten. Ihm ging es mehr darum, eine Art Atmosphäre zu schaffen, in der sich das Gespräch über die Evangelisierung in Europa entwickeln soll. Er charakterisierte Europa als einen säkularisierten Kontinent, der noch aus dem christlichen Erbe lebt, als einen religiös, politisch und sozial zerissenen und durch starke Mobilität in Bewegung geratenen Kontinent. Die Menschen haben ein starkes Bedürfnis nach dem Wort Gottes und die Kirche muss deshalb inständig das Evangelium verkünden. Das soll in absoluter Treue zu Christus und in ganzem Einsatz für den Menschen geschehen. Drei Anliegen sind dabei besonders wichtig: ein neues Selbstverständnis der Kirche, die ständige Erneuerung der Kirche und der beständige Dialog mit den Menschen. Erzbischof Etcheagaray hob ausdrücklich die Mitarbeit der Theologen hervor und die Bedeutung des Ökumenismus. Ihre besondere Aufmerksamkeit soll die Kirche der Jugend widmen. Die Kirche muss ihren Beitrag zum Aufbau des einen Europas leisten, sich dabei jedoch den Bedürfnissen der Dritten Welt nicht verschliessen und den Menschen aus der Dritten Welt, die in Europa leben, Zeugnis der Brüderlichkeit und der Liebe geben.

Man fragt sich, wie die Bischofssynode die Vielfalt der Probleme, die sich weltweit in so verschiedenen Verhältnissen

stellen, angehen und bewältigen soll, vor allem, wenn sie zu konkreten Ergebnissen kommen will. Diese Frage tauchte auch sofort bei der Pressekonferenz am 1. Oktober auf, an der die fünf Referenten ihre Berichte näher erläuterten. Eine konkrete Antwort konnte noch niemand geben. Zuerst aber versuchten die Synodenmitglieder durch ihre Voten in den Plenarversammlungen drei Tage lang — am Mittwoch, dem 2. Oktober, sogar an einer ausserordentlichen Sitzung am späten Nachmittag — die allgemeinen Berichte zu ergänzen und zu konkretisieren, wobei die Redezeit auf 8 Minuten beschränkt wurde. Nur zwei Rednern, die auf Einladung des Präsidiums das Wort ergriffen, wurde eine Ausnahme gewährt, dem maronitischen Bischof Doumith, der über die Evangelisierung in der arabischen Welt berichtete, und Kardinal Wyszynski aus Warschau, der die Lage und die Probleme der Evangelisierung in der zweiten Welt, in den osteuropäischen Ländern, darstellte.

In der allgemeinen Aussprache meldeten sich vor allem viele Bischöfe aus Asien, Afrika und Südamerika zum Wort. Sie berichteten über die Verhältnisse in ihren Ländern. Aus Europa sprach gleich am Anfang Kardinal Höffner, Erzbischof von Köln, über die Christen, die sich der Kirche entfremdet haben. Später sprachen auch die Vertreter der meisten europäischen Bischofskonferenzen. Der apostolische Administrator von Prag, Bischof Tomasek, sagte kein Wort zur konkreten Lage, sondern hielt eher eine Exhorte an die Bischöfe, den Apostel Paulus nachzuahmen, während der Weihbischof von Zagreb, M. Skvorc, einige konkrete Informationen über die Verhältnisse in Jugoslawien gab. Auch eine Reihe Kurienkardinäle meldeten sich zum Wort. Dadurch wurde die Anzahl der gestellten Fragen und der zu berücksichtigenden Gesichtspunkte immer grösser. Obwohl man ursprünglich das Ende der allgemeinen Aussprache auf Mittwoch, den 2. Oktober, abends, festgelegt hatte, wurde auch der folgende Tag dafür freigegeben.

Intervention von Bischof Vonderach, Chur

Am zweiten Tag der allgemeinen Diskussion über den ersten Teil der Synodenthematik, bei der es um den Austausch von Erfahrung ging, ergriff auch der Vertreter der Schweizerischen Bischofskonferenz, Dr. Johannes Vonderach, Bischof von Chur, das Wort. In der kurzen Zeit, die ihm zur Verfügung stand, wollte er im Anschluss an die Problematik, die im Arbeitsinstrument skizziert ist, nur auf einige Punkte hinweisen und gewisse Erfahrungen in der Schweiz erwähnen, in der Hoffnung, dass ihm im deutschspra-

chigen Arbeitskreis, der, wie die übrigen «circuli minores», vom Freitag, dem 4. Oktober, an zusammentkam, eine Erweiterung und Vertiefung der Probleme möglich sein wird.

Bischof Vonderach nahm einleitend Bezug auf den Bericht von Erzbischof Etchegaray und bestätigte, dass in der Schweiz die gleichen Phänomene beobachtet und öffentlich diskutiert werden, wie sie im Bericht für Europa dargelegt werden. Weiter betonte er, dass in der Konfrontation mit der heutigen Wirklichkeit ein nüchterner Realismus notwendig ist. Um die wahre Lage der Kirche kennenzulernen und sie in ihren Ursachen, Zusammenhängen und Auswirkungen analysieren zu können, sollen die Bischöfe bereit sein, Laien und Seelsorger anzuhören, nicht zuletzt auch jene, die sich kritisch über das Leben und die Tätigkeit der Kirche äussern. Bischof Vonderach berichtete, dass auch in der Schweiz, wie dies fast überall der Fall ist, der Sinn und das Interesse für Kontemplation, religiöse Erfahrung und Gottes Wort im Wachsen begriffen sind. Dies kommt besonders in kleinen Gruppen zum Ausdruck. Der Bischof wies zugleich auf die Schwierigkeiten hin, die einzelne Gruppen oft mit kirchlichen Formen haben.

Ausdrücklich kam der Churer Bischof auf die Priester- und Seelsorgeräte und auf die Synode 72 in der Schweiz zu sprechen. Er hob ihre Mitwirkung und Hilfe bei der Evangelisierung hervor. Eigens erwähnte er die Mitarbeit der Laien, auch der Frauen, in verschiedenen Bereichen der kirchlichen Tätigkeit, dies auch im Zusammenhang mit dem zunehmenden Priestermangel, ein Problem, das auch an der Synode 72 diskutiert wird. Bei der Jugend, auf die bereits in den Stellungnahmen der Schweizerischen Bischofskonferenz zum Vorbereitungsdokument hingewiesen wurde, ging Bischof Vonderach kurz auf die Schwierigkeiten mit der Kirche in ihrer heutigen Form ein und stellte die Forderung, in Zusammenarbeit mit den jungen Menschen selber neue Wege der Evangelisierung zu suchen. In diesem Zusammenhang wurde auch der dritte Bildungsweg für kirchliche Dienste erwähnt.

Die meisten Berichte hoben die Wichtigkeit der ökumenischen Zusammenarbeit hervor. Die Bedeutung dieses Anliegens wird für die Schweiz ausdrücklich betont. Mit Genugtuung konnte Bischof Vonderach auf die gute ökumenische Zusammenarbeit, gerade auch in der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen, hinweisen. Die Vollversammlung der Konferenz europäischer Kirchen Mitte September 1974 in Engelberg (Nyborg VII) konnte als ein weiteres Beispiel genannt werden.

Schliesslich ging der Vertreter der Schweizer Bischöfe noch auf die Bedeutung der sozialen Kommunikationsmittel ein. Er durfte — im Unterschied zu den Ländern in Osteuropa oder in manchen Ländern der Dritten Welt — sowohl die gute Zusammenarbeit unter den christlichen Kirchen wie auch mit den Verantwortlichen beim Radio und Fernsehen erwähnen. In offenem und ehrlichem Gespräch lassen sich viele Möglichkeiten immer besser klären.

Die Intervention des Bischofs von Chur wurde von der Synode und vom Papst, der bei allen Plenarsitzungen anwesend war, mit grosser Aufmerksamkeit verfolgt. Bischof Vonderach schloss seine Ausführungen mit dem Hinweis, dass oft die Gefahr besteht, in der Evangelisierung einseitig in die eine oder andere Richtung Akzente zu setzen, die eher subjektiven Optionen oder Modeströmungen als der Treue zum Evangelium entspringen. Die Verkündigung des Evangeliums muss von blossen Schlagworten frei sein. Die Priorität der zu verkündenden Wahrheiten muss dem Evangelium selber und den Zeichen der Zeit entnommen werden. In einer Wohlstandsgesellschaft ist darauf zu achten, dass der Mensch durch das Wort Gottes und durch den Glauben immer wieder für das Leben, das Gott ihm verheisst und schenkt, befreit werde. Dies muss durch eine glaubwürdige Verkündigung und durch das Zeugnis des Lebens geschehen.

Nach den sehr zahlreichen Interventionen der Synodalen, die eine sehr grosse Vielfalt der Probleme aufgeworfen haben, übernahm das Sekretariat die nicht leichte Aufgabe, eine Zusammenstellung der wichtigsten Themen zu versuchen. Auf Grund dieser Übersicht begann am Nachmittag des Freitags, dem 4. Oktober, die Diskussion in den 12 Arbeitsgruppen, die nach Sprachen — lateinisch, englisch, spanisch, französisch und deutsch — zusammengesetzt sind. Jeder Bischof konnte eine Gruppe wählen. In der deutschen Sprachgruppe machen neben den deutschsprachigen Bischöfen auch Kardinal Alfrink, Holland, je ein ungarischer, tschechischer und slowenischer Bischof und einige Bischöfe aus den Missionsländern mit. In diesen Gruppen sollen die allgemeinen Themen konkretisiert werden.

Alois Sustar, zurzeit Rom

Das neue Hochgebet – Synode 72 in der Praxis

«Wenn die Synode 72 für unsere Kirche in der Schweiz ein Ausdruck des Glaubens sein soll, wenn sie diesen Glauben erneuern und stärken soll, dann muss sie ihren Ort auch im Gottesdienst haben, und zwar nicht nur im gelegentlichen Fürbittgebet, sondern im Herzen der Eucharistiefeier. Dies ist nun tatsächlich möglich geworden ... Auf die zweite Halbzeit der Synode 72 hin hat die Schweizerische Bischofskonferenz im Einverständnis mit der Gottesdienstkongregation ein neues Hochgebet erarbeitet.» So sagte der Bischof von Basel, Dr. Anton Hänggi, in seiner Homilie während des sonntäglichen Gottesdienstes anlässlich der vierten gesamtschweizerischen Sitzung der Synode.

In diesen Tagen wird der neue Hochgebets-Faszikel in die Hände der Geistlichen gelangen¹. Damit beginnt die Aufgabe der Seelsorger. Denn das neue Hochgebet darf nicht nur als eine willkommene Textbereicherung in den Gottesdienst eingeführt werden. Nach dem bekannten Axiom «lex credendi — lex orandi» ist die Liturgie «gebeter Glaube, lebendiger Ausdruck des Glaubensbewusstseins der Gesamtkirche»². Die neuen Texte, welche das Glaubensbewusstsein der Schweizer Kirche aufzunehmen versuchten, wollen dazu beitragen, den Glauben zu vertiefen.

Wir möchten in diesem Beitrag Denkanstöße geben und den Seelsorgern helfen, in Predigt und Katechese, vielleicht auch durch Hinweise in Pfarrblättern, die Leitlinien und Hauptgedanken des Hochgebetes den Gläubigen weiterzugeben³.

Das Grundthema des Hochgebetes ist auf die Synode abgestimmt: Der Herr ist mit uns auf dem Weg («syn-odos»). In vier verschiedenen Präfationen und darauf abgestimmten Interzessionen (auswechselbare Fürbitten) wird das Motiv des «Unterwegs-Seins» variiert: Gott führt sein Volk auf dem Weg des Heiles (I), dieser Weg ist Jesus Christus (II), das Gesetz der Wanderung ist die Liebe: Jesus geht an keiner Not vorüber (III), das Ziel ist die Einheit des ganzen Gottesvolkes: Gott führt seine Kirche auf dem Weg zur Einheit (IV). Das auf Seite 674 untenstehende Schema gibt einen Überblick über die neuen Texte⁴.

I. Gott führt die Kirche

Im Hochgebet wird ein weiter Bogen der Heilsgeschichte gespannt von den Anfängen bis zur ewigen Vollendung. Die *Präfation* gibt gleichsam das Motto an: Wir danken Gott, weil er uns ins Leben gerufen hat und uns nie allein lässt auf unserem Weg. Wie er damals sein Volk durch

die Wüste führte, so begleitet er auch heute die Kirche in der Kraft des Heiligen Geistes, in welchem der Auferstandene uns den Weg weist. *Nach dem Sanctus* wird der Vater gepriesen, weil er mit uns auf dem Weg ist, besonders, wenn Jesus uns zum Mahl der Liebe versammelt. Der Auferstandene erschliesst sich uns, wie damals den Emmausjüngern im Wort und Brot⁵.

In der *Epiklese* wird der Geist über die Gaben herabgerufen, damit im Leib und Blut Christus in seiner Gemeinde gegenwärtig wird. Die *Anamnese* erinnert an das Heilswerk Christi, das ebenfalls ein Hinübergehen ist und das uns den Weg zu seinem Vater geöffnet hat.

In der *Kommunion-Epiklese*, die je nach der gewählten Präfation wechselt, wird um das Geschenk des Geistes gebetet, damit wir alle (Gläubige, Priester, Bischof, Papst) «mit Freude und Vertrauen unseren Weg gehen und Hoffnung und Zuversicht ausstrahlen». Nach dem Gebet für die Verstorbenen richten wir die Bitte an den Vater, er möge uns am Ziel unseres Weges erwarten und uns in die Gemeinschaft der Heiligen aufnehmen.

Entfaltung

Ausgehend vom Alten Testament könnte geschildert werden, wie das auserwählte Volk ein «Volk auf dem Weg» war, von Chaldäa nach Kanaan, von Ägypten ins Gelobte Land, vom Aufenthalt im Exil nach Palästina⁶. Jedes Jahr ging das Volk auf den Weg in die Heilige Stadt: «Gehen wir nach Jerusalem hinauf» (Lk 18,31). Auch im Neuen Bund ist das Volk Gottes ein Volk auf dem Weg. Jesus ist mit seinen Jüngern auf dem Weg. Er schickt die Jünger hinaus in alle Welt. Die ersten Christen waren durchdrungen von der eschatologischen Sendung der Kirche auf dem Weg: «Wir haben hier keinen bleibenden Wohnsitz, wir suchen die zukünftige Stadt» (Hebr 13,14). Auch wir sind heute auf dem Weg. Die Kirche ist ein Volk, das zusammen auf dem Weg ist zum himmlischen Jerusalem.

Neben den schon erwähnten Schriftstellen können sich als Perikope für eine Predigt eignen: Der Herr zieht Israel in der leuchtenden Wolke voraus (Ex 13, 20—22); der Auferstandene begleitet die Emmausjünger (Lk 24,13—35).

II. Jesus, unser Weg

Ausgangspunkt für eine Erklärung der zweiten Präfation kann Joh 14,6 sein: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater ausser durch mich.» Diese Begriffe werden in der Präfation erläutert und entfaltet.

Jesus ist der Weg, dem wir nicht nur im Glauben folgen (Präfation). Vielmehr sollen wir uns nach seinem Bild erneuern (Interzession). Dazu werden drei Momente aufgezählt: Wir sollen die Zeichen der Zeit verstehen (vgl. Mt 16,1—4) und in der Treue zu seinem Evangelium wachsen (vgl. 2 Kor 9,13; Gal 1,6; Phil 1,27; Kol 1,23). Schliesslich muss der Christ offen sein für die Mitmenschen, d. h. mit ihnen Trauer und Freude teilen (vgl. Röm 12,15). Erst so kann er Wegweiser für die andern werden (Mt 5,16; 1 Petr 2,12).

III. Jesus geht an keiner Not vorüber

Jesus wird uns als der «Heiland» vorgestellt, wie er «heilend» umherzog und sich der Notleidenden annahm. Die Präfation nennt einzelne Gruppen. Auf Grund der biblischen Begegnungen können sie näher beschrieben werden: Arme (Seligpreisungen) und Kranke (Blinde, Lahme, Taubstumme usw.), Ausgestossene (Zöllner) und Sünder (Ehebrecherin).

Zur Illustration eignet sich besonders die Heilung des Blinden bei Jericho (Mk 10, 46—52 par.). Am Wegrand sitzt der Blinde Bartimäus und ruft nach Jesus. Jesus bleibt stehen, denn er geht an keiner Not vorüber. Jesus predigt nicht nur die Liebe, er lebt sie, er verwirklicht sie. In dieser Begegnung mit den Armen, Leidenden, Enttäuschten gibt er ein Zeugnis für seinen himmlischen Vater, «der sich der Menschen annimmt, wie ein Vater sich um seine Kinder sorgt» (vgl. Ps 103,13).

Daher sollen wir alle — das wird in der Interzession gesagt — diese Liebe Jesu nachahmen und niemals an denen vorübergehen, die in Not sind, sondern uns ihrer annehmen in Wort und Tat. Die letzten drei Zeilen des Einschubtextes⁷ wären einer eigenen Betrachtung wert über die Kirche als Ort der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens sowie über die Kirche als Zeichen der Hoffnung.

¹ Über Vorgeschichte und Struktur des Hochgebetes vgl. den Artikel in der letzten Nummer der SKZ, Nr. 40/1974, S. 645.

² K. Federer, Liturgie und Glaube, Freiburg 1950, S. 1.

³ Bei diesen Darlegungen konnte ich mich auf die schon erwähnte Homilie von Bischof Hänggi stützen sowie auf wertvolle Hinweise und Anregungen von lic. theol. Thomas Egloff, Zürich.

⁴ Da in Nr. 40 (S. 646—647) das Übersichtsschema entstellt wiedergegeben und deshalb kaum verständlich war, wird es in diesem Artikel nochmals abgedruckt.

⁵ Wir besprechen jetzt auch die gleichbleibenden Teile, während nachher nur noch auf die austauschbaren Präfationen und Einschubtexte eingegangen wird.

⁶ Die folgenden Gedanken entnehme ich fast wörtlich dem französischen Teil der Synoden-Predigt von Bischof Hänggi.

⁷ S. 13 unten.

IV. Die Kirche auf dem Weg zur Einheit

Diese letzte Variante eignet sich besonders für Gottesdienste, welche die Kirche oder die Einheit zum Thema haben. Als Perikopen bieten sich an: Turmbau zu Babel (Gen 11,1—9); Pfingstbericht (Apg 2,1—11); Jesu Bitte um Einheit (Joh 17,20—26). Weitere passende Lesungen finden sich im Lektionar «Die Schriftlesungen für verschiedene Anlässe»⁸. Die Präfation erinnert daran, dass es die eigentliche Aufgabe der Kirche ist, Zeichen der Einheit zu sein. Die Interzession enthält die Bitte um den Geist, damit durch die Synode die Einheit in Kirche und Welt verstärkt wird.

Wie auch in der ersten Interzession sind hier zuerst die Gläubigen genannt, dann Priester, Bischof, Papst. Daraus liessen sich Gedanken über die Struktur der Kirche ableiten.

Vertiefung

Während einer Session der Synode 72 kann auf Grund dieser Texte die Einheit zwischen Synode und Kirche aufgezeigt werden. Beim sonntäglichen Gottesdienst anlässlich der vierten gesamtschweizerischen Synodensitzung hat Bischof Hänggi dazu ausgeführt: «Synode ist Zeichen der Einheit: Laien, Priester und Bischöfe arbeiten zusammen und gehen gemeinsam den Weg der Vertiefung des Glaubens und der Erneuerung der Kirche. Über die Grenzen der Bistümer, der Sprachgebiete und Kulturen hinweg mühen sich die Vertreter der verschiedenen Diözesansynoden gemeinsam um ein glaubwürdiges Zeugnis des Glaubens und der Liebe in unserem Land. Es ist selbstverständlich, dass wir diesen Weg in Einheit mit der Gesamtkirche und mit dem ersten Diener der Einheit, mit Papst Paul VI., gehen.

Dass dieser eindeutige Wille auch an oberster Stelle anerkannt wird, beweist doch auch — und in einer ganz besonders eindrücklichen und in dieser Art erstmaligen Weise — die Tatsache, dass der Heilige Vater der Kirche in der Schweiz das neue Hochgebet geschenkt hat. Das dürfte doch gewissen Katholiken zu denken geben, die eine Opposition zwischen der Synode und Rom zu konstruieren suchen. Auch die so fruchtbare Mitarbeit der Vertreter der anderen christlichen Kirchen ist Zeichen und Zeugnis dafür, dass wir auf dem Weg zur Einheit sind.

Synode ist aber auch Aufruf zur Einheit. Weil die Einheit nicht Menschenwerk, nicht das Resultat unserer Arbeit ist, bitten wir den Herrn der Kirche (in der Interzession IV) für die Einheit der eigenen Kirche, für die Einheit zwischen Hirt und Herde, zwischen Synode und Basis, aber auch für die Einheit aller Christen.»

Ausblick

Mit den vier Fassungen des Hochgebetes Synode 72 ist jetzt im Herzstück der Eucharistiefeier eine grössere Abwechslung gewährleistet. Aber damit allein ist noch nicht alles erreicht. Man darf nur hoffen, die pastorale Chance werde auf

Grund dieser biblisch ausgerichteten und doch auf das heutige Leben bezogenen Texte genutzt. Alle Eucharistiefeiernden müssen immer wieder neu mit diesen Texten konfrontiert werden. Dann werden Dank, Lobpreis und Bitten nachklingen auf dem Weg in den Alltag.

Walter von Arx

Gott — mit uns auf dem Weg («Syn-odos»)

I	II	III	IV
Gott führt die Kirche	Jesus, unser Weg	Jesus geht an keiner Not vorüber	Die Kirche auf dem Weg zur Einheit

Präfation

Wir sagen Gott Dank, weil

I	II	III	IV
er durch die ganze Heilsgeschichte sein Volk führt.	Christus für uns der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.	Jesus an keiner Not vorüber geht.	die Frohe Botschaft alle eint.

Post-Sanctus

Jesus ist mit uns auf dem Weg, besonders wenn er uns zum Mahl der Liebe versammelt.

Epiklese

Der Heilige Geist wird auf die Gaben herabgerufen, damit wir den Herrn erkennen, der gegenwärtig wird unter den Gestalten von Brot und Wein.

Einsetzungsbericht (und Akklamation)

(Text aus dem Hochgebet IV)

Anamnese

Das Gedächtnis des Hinübergangs des Herrn wird gefeiert und das Opfer Christi und der Kirche dargebracht.

Kommunion-Epiklese und Interzessionen

Die Kraft des Heiligen Geistes wird herabgerufen auf die Teilnehmer am Mahl, für Papst, Bischöfe, Priester und das Volk Gottes,

I	II	III	IV
damit alle mit Freude und Vertrauen ihren Weg gehen.	dass die Synode innerhalb und ausserhalb der Kirche Früchte trägt.	dass alle die Liebe Christi in der Welt verwirklichen.	dass die Kirche ein Werkzeug im Dienst der Einheit werde.

Es folgen die Bitten für die Verstorbenen und um die Gemeinschaft der Heiligen.

Doxologie

⁸ Band VI/1, S. 273—293.

Herkunft der Ordensmänner und schwindender Nachwuchs

Das bisherige Nachwuchs-Reservoir entleert sich

«Wenn die Orden weiterhin soviel Leute wie früher rekrutieren wollten, dann müssten die Bedingungen der Herkunft die gleichen sein: katholisches Milieu, vollkatholische kinderreiche Familien, eher ländliche Sozialstruktur und ländliche Arbeitsbedingungen. Oder umgekehrt: Die Orden müssten sich in einer Weise an die neuen Bedingungen anpassen, sie müssten sozialen Aufstieg ermöglichen, ein Gemeinschaftsangebot bereitstellen, Entfaltung der Personen begünstigen usw. Dann könnten sie ähnlich wie früher für junge Menschen an Anziehungskraft gewinnen.» Dies schreibt Dr. Fritz P. Schaller, Salvatorianer, in seinem Kommentarheft zur Ordensbefragung¹, in dem er die Herkunft der Schweizer Ordensmänner untersucht und die entsprechenden Folgerungen zieht. Für die SKZ hat er die Ergebnisse zusammengefasst. Redaktion

Sprösslinge ländlicher Gemeinden

Die Ordensbrüder stammen häufiger als die Patres aus ganz kleinen Orten, die Diözesan-Priester etwas häufiger als die Patres aus Grossstädten. Die Väterberufe entsprechen diesem Bild: von den Brüder-Vätern hat fast die Hälfte in der Land- und Forstwirtschaft gearbeitet (47 %; Patres 35 %). Relativ viele Väter (Brüder 27 %, Patres 29 %) sind in Handel, Gewerbe und Handwerk tätig gewesen. Nimmt man dazu noch die zehn bis zwanzig Prozent von Vätern, die beruflich in Verwaltung, Schule, Verkehr, im Bankwesen und bei Versicherungen arbeiteten, dann ergibt sich das Durchschnittsbild der Herkunft der Ordensmänner: die ländliche Gemeinde, die überwiegend von Landwirtschaft geprägt ist, in deren Zentrum ein Dorf steht, wo die Handwerker arbeiten, wo man zur Schule geht, wo man einkauft, wo gehandelt wird, wo die Polizisten, die Versicherungsagenten, die Banken und die Post ihre Büros haben, usw. Dieses Bild unterscheidet sich sehr stark vom Bild der Schweizer Bevölkerung. Denn laut Volkszählung 1970 haben nur acht von Hundert in Land- und Forstwirtschaft sowie im Gartenbau gearbeitet, während 48 Prozent der Schweizer in Bergbau, Industrie und Handwerk und im Baugewerbe tätig waren und 44 Prozent in Dienstleistungen.

Was die Väterberufe betrifft, ist ausserdem ein Unterschied zwischen Brüdern und Patres zu verzeichnen. Der Anteil der Brüder aus Land- und Forstwirtschaft liegt um 12 % höher als der Anteil der Patres. Andererseits stammen die Patres im Vergleich zu den Brüdern viermal häufiger aus der Familiengruppe der freien Berufe (Arzt, Rechtsanwalt, Architekten usw.). Auch die Dienstleistungsberufe (Verwaltung, Unterricht usw.) stel-

len unter den Patres ein bedeutend grösseres Kontingent (17 %) als unter den Brüdern (11 %). Nimmt man dazu, dass 31 % der Brüder die Frage «Wären Sie gern Priester geworden?» mit Ja beantworteten, dann kann man mit einiger Sicherheit vermuten, dass die Brüder wegen ihrer Herkunft aus niedrigeren sozialen Schichten benachteiligt gewesen sind. Wenn nämlich Land- und Forstwirtschaft verhältnismässig viele Brüder hervorbringen und andererseits jeder dritte Bruder gern Priester geworden wäre, dann dürfte dies darauf hinweisen, dass die Chance Priester zu werden (und nicht «bloss» Bruder) bei den höheren sozialen Schichten immer grösser wird. Kaum ein Sohn aus einer Rechtsanwalts-, Arzt- oder Architektenfamilie ist Ordensbruder geworden, bestenfalls noch Ordenspriester.

Söhne aus Grossfamilien

Die Ordensmänner stellen selten Einzelkinder dar. Die Frage nach der Kinderzahl der Familien, aus der sie stammen (einschliesslich Adoptiv- und Stiefkinder), ergibt folgendes Bild:

Die Kinderzahl im Elternhaus	Ordensmänner		Diözesan-Priester %
	Brüder %	Patres %	
Ein Kind	2	1	3
Zwei bis drei Kinder	14	16	21
Vier bis sechs Kinder	33	39	36
Sieben bis zehn Kinder	34	30	27
Elf und mehr Kinder	16	13	11

Aus 23 % (Brüder) bzw. 21 % (Patres) dieser Familien ist noch ein weiteres Kind in einen Orden eingetreten, bei je 10 % sogar mehrere (welsche Grossfamilien stellen häufiger mehrere Ordensleute als deutschschweizerische). Je grösser die Kinderzahl ist — so kann man schliessen — desto wahrscheinlicher sind ein oder mehrere Kinder in einen Orden eingetreten (vorausgesetzt natürlich, es handle sich um Familien der unter 1. beschriebenen sozialen Schichten).

Da laut «Kirche 1985» und anderen Quellen die durchschnittliche Kinderzahl in der Schweiz von 1900 bis 1967 von 2,7 auf 2,1 Kind pro Mutter gesunken ist und der Trend zur Kleinfamilie anhält, so muss man folgern, dass die Ordensmänner einem immer weniger repräsentativen Familientyp entstammen. 1951 machte der Anteil der Familien mit ein bis zwei

Kindern im schweizerischen Durchschnitt 62,8 % aus (1971: 77,3 %).

Kinder aus konfessionell einheitlichen Elternhäusern

Naturgemäss stammt die überwiegende Zahl der Ordensmänner aus den katholischen Kantonen, nämlich 67 Prozent der Brüder und 68 Prozent der Patres. Ihre Herkunft deckt sich mit der konfessionellen Karte der Schweiz und lässt wenig von einer Vermischung der Konfessionen durchscheinen. Anteilmässig überwiegen das Fürstentum Liechtenstein, die Kantone St. Gallen und Thurgau, die Inner- und Nidwalden, Schwyz und Uri, ferner der Kanton Solothurn, der Berner Jura, Freiburg und das Wallis. Zu erwähnen ist der Kanton Aargau mit einem Anteil von 6 Prozent der Brüder und 5 Prozent der Patres. Der bevölkerungsreichste Kanton Zürich (1 107 788) stellt 3 Prozent der Brüder und 4 Prozent der Patres. Basel-Stadt und Basel-Land, Bern (ohne Jura), Genf, Glarus, Graubünden, Neuenburg und die Waadt bringen es auf kaum je einen Prozent, Schaffhausen auf praktisch Null Prozent.

Schon diese Verteilung lässt erwarten, dass nur wenige der Ordensleute aus den grössten Schweizer Städten stammen, wie Zürich, Basel, Lausanne, Genf und Bern, die reformierter Tradition sind.

Die Ordensleute sind herkunftsmässig also keineswegs repräsentativ für die Schweizer Bevölkerung, wohl nicht einmal für die «katholischen Stammländer». Nur je 1 % der Väter der Ordensbrüder und Ordenspriester ist nicht-katholisch, während der Anteil der Mischehen unter den Ehen in der Schweiz 25 % ausmacht. Von den Müttern der Ordensbrüder sind 2 % nicht-katholisch, 1 % der Mütter von Ordenspriestern. Noch weniger der Eltern leben getrennt oder sind geschieden, während die Ehescheidungen in der Schweiz jährlich etwa 15 % der Eheschliessungen erreichen.

Der Einfluss von Familie und Erziehung für die Weckung und Förderung des In-

¹ Fritz P. Schaller, Ordensmänner: Herkunft und Eintrittsgründe. Reihe «Orden in Diskussion», Heft 3. Freiburg i. Ue. 1974 (Sekretariat VOS, Fach 20, 1702 Freiburg).

teresses für einen Orden wird von den Ordensmännern am meisten betont. Die grosse Mehrzahl der Eltern hat den Ordenseintritt des Sohnes voll und ganz gebilligt oder ihm doch mehr oder weniger zugestimmt. Bei 7 % der Brüder und 9 % der Patres hatte die Mutter einmal die Absicht, einem Orden beizutreten (die Väter von 4 % bzw. 5 %). Nur 1 % der Mütter und 4 % der Väter der Ordensbrüder haben ihn nicht gebilligt (bei den Priestern: 2 % der Mütter und 3 % der Väter).

Von den Brüdern sind 47 %, von den Priestern 73 % Ministranten gewesen. Umgekehrt haben mehr Brüder als Priester einer kirchlichen Jugendorganisation angehört (60 % gegenüber 48 %).

Novizen aus kirchlichen Internaten

Von den Ordenspriestern haben 73 % die Mittelschule an einem kirchlichen Institut als Interne abgeschlossen (Diözesanpriester: 70 %, 7 Prozent als Externe (Diözesanpriester: 10 %) und 2 % sind den zweiten Bildungsweg gegangen. 12 % der Ordenspriester haben dagegen an einer staatlichen Mittelschule abgeschlossen (16 % der Diözesanpriester).

Neun von zehn Ordenspriestern sind also durch eine kirchliche Mittelschule gegangen. Zieht man zudem in Betracht, dass 86 % der Ordenspriester beim Eintritt ins Noviziat bis 23 Jahre alt gewesen sind, dann ergibt sich als Normalfall für den Ordenspriester ein Vier-Stufen-Weg, der ohne grössere Unterbrechungen gegangen wurde: katholisches Elternhaus — Ministrant — kirchliches Internat — Noviziat.

So besteht ein enger Zusammenhang zwischen religiösem Elternhaus, kirchlich geprägter Jugendzeit und Ordenseintritt, sowohl bei den Patres wie bei den Brüdern (was hier nicht in allen Einzelheiten ausgeführt wird). Die soziale Disposition übertrifft alle anderen Beweggründe, die zu einem Ordenseintritt führten, an Bedeutung, bei weitem selbst die besonderen Tätigkeiten eines Ordens. Dies ist erstaunlich.

Führungsposition im Volks-Katholizismus

Diese und noch weitere Feststellungen zeigen, dass zwischen der Herkunft der Ordensmänner und dem schweizerischen Volkskatholizismus ein enger, ja notwendiger Zusammenhang besteht. Im 19. Jahrhundert bauten die Katholisch-Konservativen eine eigene geschlossene gesellschaftliche Formation auf. In deren Rahmen kam den Orden eine Führungsposition hinsichtlich der religiösen und weltanschaulichen Orientierung zu. Sie waren es ja, die Erzieher und Lehrer in Interna-

ten zur Verfügung stellten und somit die Ausbildung der zukünftigen katholischen Intelligenz garantierten. Ordensleute wirkten als Prediger für Volksmissionen, für Exerzitien, für Wallfahrten, sie betätigten sich als Redaktoren der katholischen Blätter, als Werbemänner für die Mission. Die Orden schickten selber Leute in die weite Welt. Ordensschwester hatten wichtige Aufgaben in Spitälern, Alters- und Kinderheimen sowie in Volksschulen. Wer unter diesen Bedingungen in einen Orden eintrat, musste die soziale Anerkennung für diesen Schritt nicht lange erarbeiten. Er fand im Sozialgefüge ein definiertes und gesichertes Berufs- und Standesbild vor. Seine Identität konnte sich sozusagen sprunglos im Rahmen dieser katholischen Formation fortentwickeln.

Ernüchternde Folgerungen

Wenn diese Darlegungen stimmen, dann wird sehr deutlich, warum die Situation der Orden problematisch geworden ist und der Nachwuchs nicht anhält. Die sozialen Bedingungen haben sich gewandelt, und die Orden sind davon unter mehrfacher Hinsicht betroffen.

1. Das grosse Nachwuchs-Reservoir der Ordensleute waren *die ländlichen Gemeinden*. Sie sind anteilmässig seltener geworden und haben zudem ihre soziale Struktur verändert. Diese Umschichtung lässt sich nicht rückgängig machen. Man muss daher schliessen: Je stärker das traditionelle Nachwuchs-Reservoir zurückgeht, desto unwahrscheinlicher wird, dass die Orden auf vermehrten Nachwuchs hoffen können. Es sei denn, sie würden sich auf die neuen Bedingungen besinnen, umdenken und so für andere Gesellschaftsschichten Anziehungskraft bekommen.

2. Ähnlich scheint der *Trend zur Kleinfamilie* eine Entwicklung der Gegenwart darzustellen, die weder abgeschlossen noch umkehrbar zu sein scheint. Lag die durchschnittliche Kinderzahl 1964 noch bei 2,62, so zählt man 1971 nur noch 2,02 Kinder pro Familie. Nun stammt aber die Grosszahl der Ordensleute aus überdurchschnittlich kinderreichen Familien. Je mehr also die Zahl der Kleinfamilien wächst, desto geringer sind die Aussichten der Orden auf Rekrutierung von Nachwuchs. Es sei denn, die Orden können sich den neuen Bedingungen anpassen.

3. Im «katholischen Milieu» hat die konfessionelle Geschlossenheit und Einheitlichkeit eine wichtige Rolle gespielt. Je mehr diese nun zerfällt, desto schwieriger wird es für die Orden, Nachwuchs zu erhalten. Die *konfessionelle Einheitlichkeit* gehört ja zu den Merkmalen der durch-

schnittlichen Elternehen der Ordensleute. Vielleicht aber sind Orden denkbar, die in voller ökumenischer Offenheit für eine Gesellschaft der Mischehen ein neues christliches Ideal darstellen.

4. In vielen Kantonen — gerade auch in den katholischen — ist in den letzten Jahren die *Entwicklung des Sekundar- und Mittelschulwesens* gefördert worden. Diese Schulen sind gleichmässiger für alle Schichten der Bevölkerung zugänglich geworden. Damit entfällt aber für die Ordenschulen eine Funktion, die sie jahrzehntelang mit Erfolg wahrgenommen haben. Sie konnten den Jungen vom Land zu günstigen finanziellen Bedingungen Bildungsmöglichkeiten anbieten und zugleich eine Weitererziehung der Jungen im Sinne der Eltern (katholisch-kirchlich) garantieren. Sowohl Eltern wie Junge finden nun ein anderes, bedeutend grösseres schulisches und berufliches Angebot vor, aus dem sie wählen können. Dies hat einen nachteiligen Einfluss auf den Ordensnachwuchs, solange die Orden auf kirchliche Schulen angewiesen sind.

5. Die Orden haben bedeutende *Möglichkeiten des sozialen Aufstiegs* angeboten. Mancher konnte sich in ihnen als Erzieher, Wissenschaftler und Künstler verwirklichen, in Berufen also, die ihm ausserhalb der Orden verschlossen gewesen wären. Eine Frau, die aus der Rolle der Bäuerin und Hausfrau zur Krankenschwester oder Lehrerin aufsteigen wollte, ging mit Vorteil in einen Orden. Je selbstverständlicher und naheliegender die Ausbildung und der soziale Aufstieg von Jungen und Mädchen von nicht-kirchlichen Institutionen gewährt wird, desto schwieriger wird es für die Orden, Nachwuchs zu rekrutieren.

6. *Das Gefühl der Sehnsucht*, das früher die Missionspropagandisten mit Lichtbildern und Vorträgen in den Jungen geweckt haben, wecken heute Hunderte von Reisebüros und internationalen Organisationen. Denn die Welt ist durch die Massenmedien, durch das Verkehrswesen und den Tourismus geöffnet und zugänglich gemacht worden. Das sind Angebote, die in Konkurrenz treten zur Welter-schliessung durch den Beruf eines Missionärs. Denn die idealistischen Motive (Verkündigung, sozialer Einsatz) sind erst auf «natürlichen» Vehikeln so recht wirksam geworden.

Das Problem ist nun, welche Motive unter den veränderten Bedingungen zu einem Ordenseintritt anregen können. Ein nächster Artikel soll darlegen, welche Tendenzen und Vorschläge sich aus der Schweizer Ordensbefragung von 1970 bis 1972 hierzu ergeben.

Fritz P. Schaller

Zwischen Gotteswort und menschlichem Tun: Der Rosenkranz

Die Mitte unseres Glaubens ist der lebendige Gott in Jesus Christus, gegenwärtig in der Kirche durch Wort und Sakrament. Das Kennzeichen unseres Glaubens ist dieses Leben selbst. Es immer neu in tägliches Menschenleben einzubauen, bleibt der Sinn allen Betens. In dieser Linie liegt auch der Sinn des Rosenkranzgebetes. Es wird gerade heute oft missverstanden, darum abgelehnt und vernachlässigt. Die folgenden Überlegungen möchten mithelfen, dieser Gebetsart einen neuen Zugang zu schaffen.

Eine Kurzfassung der Frohen Botschaft

Der Rosenkranz steht weithin in Misskredit, weil er ausschliesslich als «marianisch» verstanden wird. Zweifellos besteht er in seinen Gebetsformeln zum grössten Teil aus dem Wiederholen des Ave Maria. Über den Sinn dieser Form wird noch zu sprechen sein. Aber: Atmosphäre und Inhalt bilden nach einem Wort Pius XII. «eine Kurzfassung des Evangeliums». Warum?

Weil dieses Gebet einmal alle Themen, die zur Sprache kommen, dem Evangelium entnimmt. Eine Ausnahme machen nur die zwei letzten Geheimnisse des glorreichen Rosenkranzes. Mysterien oder Geheimnisse unseres Herrn werden diese Themen nach einem alten kirchlichen Sprachgebrauch genannt.

Dazu kommt, dass die am häufigsten gebrauchten Gebetsformeln, das Vaterunser und der erste Teil des Ave Maria wörtlich dem Neuen Testament entnommen sind.

Ferner wäre zu bedenken, dass die Reihe der Mysterien mit der entscheidenden Glaubensaussage der Frohen Botschaft beginnt, der Menschwerdung des Sohnes Gottes aus Maria, der Jungfrau.

Schliesslich spiegelt sich im ersten Teil des Ave Maria der Grundakkord des ganzen Gebetes wider, der dem des Neuen Testaments entspricht. Es ist die Atmosphäre der Freude. Unter den genannten Gesichtspunkten kann der Rosenkranz mit Recht ein in der Bibel fundiertes Gebet genannt werden.

Ein auf Christus orientiertes Gebet

Der Rosenkranz beginnt nicht nur mit dem Grundgeheimnis der Erlösung, der Menschwerdung Gottes. Er entfaltet in der zeitlichen Abfolge auch die grossen Heilstatsachen des Neuen Bundes: Leiden, Auferstehung, Erhöhung (Himmelfahrt) des Herrn, Ausgiessung des Heiligen Geistes über die sichtbare Kirche. Er greift jenen Rhythmus auf, wie er im Christushymnus des Philipperbriefes zum Ausdruck kommt: Entäusserung in Knechtsgestalt, Erniedrigung im Kreuzestod, Er-

höhung zur Herrlichkeit als alleiniger Herr (Phil 2,6—11).

Selbst die litaneiartige Wiederholung des Ave Maria weist diese Beziehung zu Christus auf. Denn dieser Gruss an Maria erhält seinen Sinn erst durch die Mutterschaft an Christus: «Gesegnet ist die Frucht deines Leibes» (L 1,42). Maria wird nur um Jesu willen gepriesen.

Das wiederholte Ave Maria bietet gleichzeitig den Rahmen, in dem die Mysterien sich dem Betrachtenden entfalten. Schritt für Schritt wird der in seinem Heilswerk gegenwärtige Erlöser vor Augen gestellt. Es geht also um einen zwar kurzen, aber das Wesentliche aufgreifenden Abriss unserer Heilsgeschichte. Wer will dann im Ernst behaupten, ein solches Gebet lenke von Christus ab? Wer weiss einen besseren Abriss unseres Credo, der zugleich betend aufgegriffen wird?

Ein meditatives Gebet

Der Rosenkranz will mehr sein als das Aneinanderreihen von leeren Gebetsformeln. Er ist und kann seinem Sinn nach nur sein: betrachtendes Verweilen, Meditation. Er lädt uns ein, an der Seite der Ersterlösten das Heilsgeschehen als ein unser Leben immer neu ergreifendes zu überdenken. Je nach der Lebenssituation des Beters wird das eine oder andere Heilsgeschehen in den Vordergrund treten. Die Meditation soll uns helfen, die gegenwärtige persönliche Lage im Glauben zu verstehen, um aus diesem Glauben die rechte Antwort zu finden.

Darum braucht solches Beten inneres Ruhigwerden, inneres Schauen. Und es braucht vor allem Zeit. Eiliges Herunterhaspeln, um ein vorgeschriebenes «Programm» zu erfüllen — ich denke da an manche heruntergeleierte Totenpsalter — ist vollkommen widersinnig. Damit verstossen wir gegen Jesu Mahnung, dass es beim Beten nicht auf die vielen Worte ankommt (Mt 6,7). Wo uns Zeit oder Kraft fehlen, ist es besser, das eine oder andere Gesetzchen zu beten als das Ganze gedankenlos herzusagen.

Man wendet heute oft ein, der nervös gewordene Mensch vertrage eine dauernde Wiederholung von Formeln nicht. Psychiater aber stellen das Gegenteil fest: Wiederholung von Worten beruhigt, vor allem bei regelmässigem, rhythmischem Sprechen. Ebenso beruhigend wirkt das Gleiten der Rosenkranzperlen. Damit wird körperlich-nervöse Spannung abgebaut. Innerliches oder äusserliches Sprechen, verbunden mit körperlichem Tun, schaffen zusammen den Raum, in dem auch ein innereres «Schauen», die eigent-

liche Kontemplation möglich wird. Freilich, von der Möglichkeit zur Wirklichkeit gelangt auch hier nur, wer sich übt, nicht, wer bloss räsonniert. Niemand braucht zu einem indischen Jogi oder einem Lehrer der «transzendentalen Meditation» zu laufen, um innere, befreiende Versenkung zu lernen. Beim Rosenkranzgebet lernt er zudem nicht nur Versenkung — sie kann im gegenstandslosen Nichts enden —, sondern personale Begegnung. Der Rosenkranz ist also eine unter anderen Möglichkeiten, auf Christus hin orientierte Meditation einzuüben. Fragen wir uns doch einmal ehrlich: Für wieviele bleibt sie nicht die einzig praktikable Form? Wer den anfänglichen Widerwillen einmal überwunden hat, wird reich belohnt werden.

Liturgie und Rosenkranz

Auf Grund geschichtlicher Forschungen wissen wir heute, dass die jetzige Form des Rosenkranzes aus dem liturgischen Stundengebet der Kirche stammt. Dieses entnimmt die meisten Gebetstexte dem Psalmenbuch, genannt «Psalterium», woraus sich das Wort «Psalter» entwickelte. Um den des Latein unkundigen Laien die Möglichkeit zu geben, am liturgischen Psalmengebet teilzunehmen, schuf man verschiedene «Psalter», von denen schliesslich der «Psalter der allerseligsten Jungfrau» übrigblieb, unsere heute meist gebräuchliche Form des Rosenkranzes. Der Zahl der biblischen Psalmen entsprechend erhielt er dreimal fünfzig Ave Maria. Wir haben damit eine Art von Volksbrevier vor uns. Als Latein noch die einzige liturgische Sprache war, galt ihm die Vorliebe des Kirchenvolkes, das ihn dann auch während der Messfeier betete.

Paul VI. stellte in seinem Rundschreiben vom 23. März 1974 über die Marienverehrung fest, dass zur Zeit der Entstehung des Rosenkranzes «der Geist der Liturgie im Niedergang war» und sich bei den Gläubigen «eine gewisse Entfremdung gegenüber der Liturgie bemerkbar machte» (N. 48). Er betont darum: «Liturgie und Rosenkranz liegen auf zwei wesentlich verschiedenen Ebenen.» Denn: Liturgie macht die Geheimnisse der Erlösung gegenwärtig, der Rosenkranz aber erinnert an sie. Er kann darum höchstens als «Vorbereitung» oder als «verlängertes Echo» der liturgischen Feier verstanden werden. Liturgie und Rosenkranz sind nicht identisch. Die Liturgie «hat an Wert den Vorrang». Der Rosenkranz «führt zu ihr hin, darf aber ihre Schwelle nicht überschreiten». Er kann darum nicht während der liturgischen Feier gebetet werden.

Der Rosenkranz bleibt damit das Gebet von einzelnen, Gruppen, Familien. Er hat seinen Ort in Gebetsversammlungen verschiedenster Art, wie Andachten, Wall-

fahrten usw. Die Kirche verbietet auch niemandem, den Rosenkranz persönlich auf andere Art zu beten, ihn dem Lauf des Kirchenjahres anzupassen, die Ge-

¹ Vgl.: Walter Mugglin SJ, «Eine leichte Weise, den Rosenkranz zu beten.» Zu beziehen durch: Bildungshaus Bad Schönbrunn, 6311 Post Edlibach.

«Rückfrage nach Jesus»

Im Frühjahr 1973 fand in Wien die Tagung der deutschsprachigen katholischen Neutestamentler statt, welche «Die Frage nach dem historischen Jesus und die Jesusüberlieferung der Evangelien» zum Thema hatte. Die Vorträge liegen inzwischen gedruckt vor ¹. Bei der «alten» Frage nach dem Verhältnis des «historischen Jesus» zum «kerygmatischen Christus» handelt es sich um ein Kernproblem, mit dem sich sowohl die Exegese wie auch die systematische Theologie zu befassen hat und dessen Lösung auf die Verkündigung nicht ohne Auswirkungen bleibt ². Das rechtfertigt eine *zusammenfassende Orientierung* vor allem für jene Seelsorger und Katecheten, die in der Praxis stehen und die sich auf sehr konkrete Weise mit jenen Fragen konfrontiert sehen, über die in den Hörsälen theologischer Fakultäten diskutiert wird.

Das Scheitern der historisch-kritischen Leben-Jesu-Forschung

Auf die Frage «Hat Jesus gelebt?» antwortete die traditionelle Apologetik mit einer detaillierten Sammlung von Quellen und Belegen, die dessen Leben und Wirken bezeugen ³. Die historische Existenz Jesu hat inzwischen den Charakter einer Frage verloren. Das Problem lautet vielmehr: Was wissen wir mit Sicherheit von der Existenz Jesu. Mit andern Worten: Wieweit geben die evangelischen Berichte wirklich Jesu Worte und Taten wieder und was ist auf die nachösterliche Sicht der Augenzeugen zurückzuführen? Von welcher Art sind überhaupt ihre geschichtlichen Verweise? Besteht heute noch die Möglichkeit einer sicheren Rekonstruktion von Worten und Taten Jesu im historischen Sinne?

Ausgehend von der Erkenntnis, dass die Evangelien nicht historische Berichte oder «Reportagen» im modernen Sinn, sondern *Glaubenszeugnisse* sind, hatte die liberale Leben-Jesu-Forschung (D. F. Strauss, F. C. Baur) versucht, über den biblischen (verkündigten) Christus zum irdischen (historischen) Jesus zurückzfragen. Wie ein Restaurator die verschiedenen Übermalungen von einem Fresko

heimnisse zu erweitern oder durch andere zu ersetzen ¹. Wer diesen Gebetshelfer einmal liebgewonnen hat, wird ihn nicht mehr leicht missen wollen.

Markus Kaiser

Gebetsmeinung für den Monat Oktober 1974: «Dass die Gläubigen das Beten des Rosenkranzes hochschätzen und pflegen.»

entfernt, so wollte die historisch-kritische Forschung die aus dem nachösterlichen Glauben an Jesus aufgetragenen «Schichten» von seinem Bild entfernen, die auf den Glauben der Urgemeinde zurückliegen. Die historisch-kritische Leben-Jesu-Forschung versuchte, diesen Jesus darzustellen «als einen einfachen Menschen, ihm die Prachtgewänder, mit denen er angetan war, herunterzureissen und ihm die Lumpen wieder umzuwerfen, mit denen er in Galiläa gewandelt hatte» ⁴. Eine solche «kritische Reduktion» ⁵ sollte zu einer historisch unanfechtbaren Glaubensgrundlage führen.

Doch das ganze historisch-kritische Unternehmen war zum vornherein zum Scheitern verurteilt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man den Evangelisten auf Grund des eigenen geschichtlichen Vorverständnisses eine Absicht unterschob, die sie nie gehabt haben, nämlich eine Biografie Jesu zu schreiben. Die Evangelien sind bereits Kerygma, Verkündigung, nicht einfach Repräsentation, sondern Interpretation — aus dem Glauben heraus.

Die religionsgeschichtliche Schule

Dass der «historische Jesus» der Liberalen nichts anderes war als eine neue Übermalung zeigten die Vertreter der religionsgeschichtlichen Schule (H. Gunkel, W. Bousset). Diese allerdings betrachteten nun das Frühchristentum als ein Produkt der religionsgeschichtlichen Entwicklung seiner Zeit und glaubten, für die Gestalt Jesu teils im Spätjudentum, vorab in der Apokalyptik, teils im religiösen Leben des Alten Orients, eine Erklärung zu finden: Mit der Entwicklung der Urgemeinde hätten immer mehr fremde Elemente Eingang in den Kult und schliesslich in die Evangelien gefunden: rabbinisches Judentum, griechische Mysterienreligionen, stoische Ethik, Gnosis . . . Das führte so weit, dass Hermann Gunkel das «Urchristentum des Paulus und des Johannes eine synkretische Religion» nannte ⁶.

Damit aber bestünde zwischen dem irdischen Jesus und dem von Paulus und Jo-

hannes und der Urgemeinde verkündigten Christus keine Kontinuität mehr; vielmehr handelte es sich um zwei voneinander «verschiedene» Gestalten. Für den tradierten Glauben würde das bedeuten, dass er sich nicht nur nicht historisch motivieren liesse, sondern überhaupt jeglichen Fundaments entbehrte. Dagegen spricht aber, dass gerade Paulus *den Auf-erstandenen* als *den Gekreuzigten* predigt. Anders ausgedrückt: Für die Urgemeinde gibt es eben keinen Bruch zwischen Jesus dem Verkünder und dem verkündigten Christus! Ausserdem haben die Religionsgeschichtler keine Erklärung dafür gefunden, warum denn gerade das Christentum, inmitten aller andern Kulte und Religionen, sich durchzusetzen vermochte; mehr noch: sie haben sich diese Frage überhaupt nie gestellt. Das hätte vermutlich auch zu einer andern Beurteilung des Johannesevangeliums und der Paulusbriefe geführt. Ausserdem: Waren es denn nicht gerade Paulus und Johannes, welche das Christentum vor einer Hellenisierung bewahrt haben?

Der Neuansatz durch die Formgeschichte

Eine für die Jesusforschung historisch und theologisch verantwortbare Methode, die der Eigenart der Evangelien gerecht wurde, entwickelte erst die formgeschichtliche Schule, deren bedeutendste Vertreter Karl Ludwig Schmidt, Martin Dibelius und Rudolf Bultmann sind. Diese gehen von der Erkenntnis aus, dass wir es bei den Evangelien zu einem grossen Teil mit «Sammelgut» zu tun haben, d. h. mit kleineren Texteinheiten, die von den Evangelisten redigiert, ergänzt und zu einem Ganzen zusammengefügt wurden. Durch Textgliederung gelang es, eine Reihe von Quellen zu eruieren (z. B. Logienquelle, älteste Form des Markus-evangeliums) und den Ort («Sitz im Leben») zu bestimmen, den diese im Gemeindeleben eingenommen hatten, bzw.

¹ Karl Kertelge (Hg.), Rückfrage nach Jesus. Zur Methodik und Bedeutung der Frage nach dem historischen Jesus. Mit Beiträgen von F. Hahn, K. Kertelge, F. Lentzen-Deis, F. Mussner, R. Pesch, R. Schnackenburg. *Quaestiones disputatae* Bd. 63, Freiburg i. Br., Herder-Verlag, 1974, 223 Seiten.

² Bedenken gegen die Zweiteilung «Historischer Jesus — Christus des Glaubens» meldet Mussner an; vgl. Rückfrage, S. 118 f.

³ Charakteristisch dafür u. a.: A. Beni, *La vera religione*, Florenz ³ 1961, S. 161—88; A. Lang, *Fundamentaltheologie* Bd. 1, München ⁴ 1967, S. 171—8; 204—8.

⁴ A. Schweitzer, *Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, Tübingen ⁶ 1951, S. 4.

⁵ Der Ausdruck geht zurück auf A. Zahrnt, *Es begann mit Jesus von Nazareth*, Stuttgart ³ 1969, S. 37.

⁶ H. Gunkel, *Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments*, Göttingen 1903, S. 88.

dem sie ihre Entstehung verdankten: Predigt, Katechese, Liturgie. Damit wurde die Annahme bestätigt, dass die Jesusüberlieferung der Urgemeinde nicht von historischen, sondern von Glaubensinteressen geformt und geprägt war. Seit den Anfängen hat es nie eine rein historische Verkündigung gegeben; vielmehr war das Jesusbild immer schon vom nachösterlichen Glauben her bestimmt. Diese Tatsache hat selbst da ihre Geltung, wo es uns gelingt, noch weiter hinter die einzelnen Texteinheiten zurückzugreifen, in das vorliterarische Stadium der Tradition.

Die theologische Legitimität und Notwendigkeit der Rückfrage

Während es der historisch-kritischen Forschung darum gegangen war, das Jesusbild historisch zu rekonstruieren, um es dann zur Grundlage heutigen Glaubens zu machen, bemühte sich die Formgeschichte vornehmlich um eine *Interpretation* der Texte als Glaubensurkunden. Eine historische Rückfrage hinter die tradierte Botschaft wird von den Formgelehrten abgelehnt mit der Begründung, der Glaube als unbedingtes sich-Einlassen auf den Anruf Gottes könne und dürfe nicht an ihr interessiert sein und schon gar nicht davon abhängig gemacht werden: «Man darf nicht hinter das Kerygma zurückgehen, es als ‚Quelle‘ benutzend, um einen ‚historischen Jesus‘ zu rekonstruieren. Das wäre gerade der ‚Christus nach dem Fleisch‘, der vergangen ist. Nicht der historische Jesus, sondern Jesus Christus, der Gepredigte, ist der Herr»⁷. Wenn wir trotzdem hinter das Kerygma zurückfragen, dann deshalb, weil wir, im Gegensatz zu Bultmann, annehmen, dass eine derartige Rückfrage den Glauben keineswegs überflüssig macht oder ihn gar «aufhebt». Vielmehr geht es uns darum, nachzuweisen, dass der erhöhte Herr und der irdische Jesus *für die Urgemeinde identisch waren*⁸, denn dieser Identitätsbestand bildet die Grundlage der neutestamentlichen Schriften und des damaligen (und heutigen!) Christusglaubens.

Wenn wir ausserdem von der Jesus-Forschung der letzten zweihundert Jahre etwas dazugelernt haben, dann sicher, dass es uns bei unserer Rückfrage nicht um den irdischen Jesus an sich gehen kann, sondern dass unser Verhältnis zu diesem Jesus aus der Sicht des Glaubens bestimmt sein muss, wie das in der Kirche seit der Urgemeinde der Fall war. Denn wie sich «die Urkirche bei aller Verschiedenheit theologischer Ansätze stets in irgendeiner Weise auf den geschichtlichen Jesus zurückbezog, so ist es der Theologie immer neu aufgegeben, sich um den geschichtlichen Jesus und sein Wollen zu bemühen. Nur so können einseitige und falsche Festlegungen im Glaubensver-

ständnis (. . .) verhütet oder beseitigt werden»⁹.

Gegen das Postulat der Notwendigkeit einer Rückfrage nach dem vorösterlichen Jesus könnte man allerdings auch einwenden, dass es Jahrhunderte kirchlicher Tradition gegeben habe, welche eine historische Rückfrage in unserm Sinn überhaupt nicht stellten. Dieser Einwand (gegen eine Notwendigkeit, nicht gegen eine Legitimität!) mag bis zur Aufklärung seine Gültigkeit haben. Als aber Lessing 1777 in seiner Schrift «Über den Beweis des Geistes und der Kraft» darauf hinwies, dass (vergangene) Geschichte und deren (aktueller) Gegenwartsbezug in ein Spannungsverhältnis geraten, weil «zufällige Geschichtswahrheiten (. . .) der Beweis von notwendigen Vernunftwahrheiten nie werden» können¹⁰, wandte man dieses Spannungsverhältnis auch auf die Jesusfrage an. Eine theologische Lösung des Konflikts drängte sich auf, denn es ging ja gerade darum, einen Gegenwartsbezug herzustellen zwischen dem irdischen Jesus und unserer Zeit. Manche Kapitel der Kirchen- und Theologiegeschichte beweisen uns, dass das nur möglich ist, wenn eine Rückfrage stattfindet — sonst wird der Glaube zur Ideologie. Denn «wir können nicht einfach ein von uns selbst gefundenes anderes Verständnis der Worte Jesu, die wir aus den Evangelien herauslösen, gegen das Verständnis der Urkirche und der durch die Jahrhunderte fortlebenden Kirche ausspielen, sondern müssen stets auch die Rezeption der Jesusworte und die Interpretation der Kirche mitdenken»¹¹. Wenn die Urkirche in den neutestamentlichen Schriften die Botschaft Jesu für *ihre Zeit* interpretierte, so können wir heute nicht einfach diese Interpretation auf *unsere Zeit* anwenden, sondern müssen eine sachgerechte Neuinterpretation schaffen, die der veränderten Situation Rechnung trägt und die sich am *irdischen* Jesus orientiert. Im Hinblick auf manche heutigen Problemstellungen, die der Urkirche fremd waren, können wir uns ja nicht an ihr orientieren¹²; der Schritt zurück vom Kerygma zum irdischen Jesus ist deshalb unerlässlich.

Insofern nämlich die Evangelien nicht alles zur Sprache bringen, was in und durch Jesus sich ereignet hat, ergibt sich offenbar vom irdischen Jesus her ein «Sinnüberschuss»¹³, der nie ganz ausgeschöpft wurde und der der späteren Kirche immer offensteht. Nicht Projektion, sondern dieser «Sinnüberschuss» ist der Grund, warum jede Epoche der Theologie ihre Gedanken in Jesus gefunden hat. Von da her dürfte Albert Schweitzers Behauptung, dass jeder einzelne Theologe sich einen Jesus nach seiner eigenen Persönlichkeit schaffe, nicht unüberprüft übernommen werden¹⁴.

Eine Rückfrage über das neutestament-

liche Kerygma hinaus nach dem irdischen Jesus wird auch von der systematischen Theologie her gefordert. Die verschiedenen Christologien der Urgemeinde, die sich bei den Kirchenvätern weiter ramifizieren und sich mit der Entwicklung der Theologie als Wissenschaft noch mehr auffächern, verlangen nicht nur nach einem Vergleich untereinander, sondern auch einen gemeinsamen Bezugspunkt, der im irdischen Jesus gegeben ist.

Kriterien für eine Rückfrage

Wenn die theologische und historische Notwendigkeit einer Rückfrage nach dem vorösterlichen Jesus einmal begründet ist, stellt sich von selbst die Frage nach deren Möglichkeiten und Bedingungen. Fritzeo Lentzen-Deis hat sieben Kriterien festgelegt, die teils zu den fundamentalen Schritten jeder geschichtlichen Untersuchung gehören, teils der

⁷ R. Bultmann, *Glauben und Verstehen* Bd. 1, Tübingen³ 1958, S. 208.

⁸ Vgl. u. a. 1 Kor 1,23: «Wir predigen Christus, den Gekreuzigten.»

⁹ R. Schnackenburg, *Der geschichtliche Jesus in seiner beständigen Bedeutung für Theologie und Kirche*, in: Rückfrage, S. 194.

¹⁰ G. E. Lessing, *Sämtliche Schriften in 13 Bdn.*, Berlin³ 1968 (= Stuttgart-Leipzig 1886—1924), Bd. 13, S. 5. — Vgl. zu dieser Frage: A. Schilson, *Geschichte im Horizont der Vorsehung*, Mainz 1974, S. 91—95.

¹¹ R. Schnackenburg, in: Rückfrage, S. 203.

¹² G. Girardi, *Revolutionäre Gewalt aus christlicher Verantwortung*, Mainz 1971, S. 32 stellt einige Punkte dieser veränderten Situation zusammen: «Das Evangelium hat wesentlich die Beziehung Mensch-Gott im Auge, erst in zweiter Linie, aber nicht weniger deutlich, verweist sie auf das Verhältnis des Menschen zu seinem Mitmenschen. Die aus dem Säkularisierungsprozess herausgewachsene gegenwärtige Kampfbereitschaft visiert dagegen direkt die mitmenschlichen Beziehungen an. Während das Neue Testament wesentlich den Mangel an Liebe im Sinne der Barmherzigkeit beklagt, verurteilt der moderne Kampfgeist im vollen Bewusstsein der unveräusserlichen Menschenrechte vor allem den Mangel an Gerechtigkeit. Die Kampfansage in den Evangelien ist wesentlich auf die Not und die Errettung des einzelnen ausgerichtet, dagegen hat das moderne Engagement das gesamte soziale, politische und wirtschaftliche Leben im Auge. Während das Evangelium unmittelbar auf die persönlichen und zwischenmenschlichen Haltungen abzielt, kritisiert das moderne Engagement in weltweitem Rahmen die Strukturen der gesamten Gesellschaft und wird so zu einer Herausforderung an das bestehende System, dies aus der Erkenntnis heraus, in welcher entscheidendem Mass das Leben der Menschen von den gesellschaftlichen und politischen Strukturen geprägt wird.»

¹³ Vgl. R. Schnackenburg, in: Rückfrage, S. 208. Der von Schnackenburg verwendete Begriff «Sinnüberschuss» spielt auch in der heutigen Linguistik eine Rolle.

¹⁴ A. Schweitzer, a. a. O., S. 4.

Eigenart der historischen Jesusforschung Rechnung tragen¹⁵. Sie seien hier kurz zusammengefasst:

1. Es ist von möglichst alten, gesicherten Quellen auszugehen.

2. Die Eigenart der evangelischen Texte ist zu beachten (jeder Text hat seinen «Motivationshorizont!»).

3. Mit grösster Wahrscheinlichkeit sind solche Züge von der Jesusüberlieferung ursprünglich, die Jesus von der Urgemeinde wie von der jüdischen Umwelt abheben («Ausgrenzungskriterium»).

4. Von Worten oder Verhaltensweisen Jesu, die mittels des vorgenannten Kriteriums gewonnen wurden, lässt sich unter bestimmten Bedingungen auf weiteres authentisches Gut schliessen; d. h. die durch das 3. Kriterium gewonnenen Ergebnisse (Worte und Taten Jesu) erlauben u. U. ihrerseits Rückschlüsse in bezug auf jenes Traditionsgut, das sich nicht von der Urgemeinde und der jüdischen Umwelt abhebt, aber trotzdem auf Jesus zurückgehen könnte.

5. Auf diese Weise lässt sich ein gewisser Gesamtrahmen der Worte und Taten (Verhaltensweisen) Jesu zusammenstellen.

6. Worte und Taten Jesu, die als authentisch erhoben wurden, sind immer im Vergleich miteinander und mit dem oben genannten Gesamtbefund zu werten. (Ein solcher «Gesamtrahmen» vermag die historische Wahrscheinlichkeit zu bestätigen; wobei man natürlich nicht zum vornherein ausschliessen kann, dass Jesus in einer bestimmten Situation auch einmal gegen «seine Art» gehandelt haben könnte).

7. Die Ergebnisse wie die Arbeitshypothesen sind jeweils kritisch gegeneinander abzuwägen und am Gesamtbefund zu prüfen.

Franz Mussner kommt im Hinblick auf die Kriteriologie zu gleichen Ergebnissen, wobei er allerdings streng differenziert zwischen Logien- und Tatüberlieferung¹⁶. Während die historisch-kritische Methode bei ihrem Versuch, anhand der Texte eine Biografie Jesu zu schreiben, scheitern musste, ist es der heutigen Exegese möglich, auf Grund der genannten Kriterien über die Texte hinaus auf den irdischen Jesus zurückzugreifen, manche Überlieferungen mit Sicherheit als Interpretationen aus nachösterlichem Glauben zu bestimm-

men und ein Minimum an Zeugnissen mit der gleichen Sicherheit als authentisches Jesusgut abzugrenzen. In sehr vielen Fällen, in welchen Unsicherheit herrscht, ob es sich bei einer Wort- oder Tatüberlieferung um eine «ipsissima vox» bzw. um ein «ipsissimum factum» Jesu handelt, lässt sich doch wenigstens die urchristliche Deutung von der «ipsissima intentio» Jesu unterscheiden¹⁷. Der Nachweis einer solchen «ipsissima intentio» ist relativ oft möglich. Deshalb sind heute «viele Forscher, nicht nur ‚konservative‘, zu der Einsicht gelangt, dass wir mit genügender Kritik und Vorsicht doch manches Wesentliche vom Auftreten und von der Botschaft Jesu erkennen können»¹⁸.

Täter des Wortes

Am vergangenen 16. September begann in Engelberg die Vollversammlung der KEK (Konferenz Europäischer Kirchen), in welcher über 100 verschiedene christliche Kirchen vereinigt sind. Die Versammlung tagte unter dem Namen Nyborg VII; d. h. es war die 7. Vollversammlung dieser Vereinigung. Die CCEE, die Konferenz der Katholischen Bischofskonferenzen Europas, war als Gast eingeladen. Der Bischof von Chur vertrat das Gast-Bistum. Wir werden demnächst einen Originalbericht über diese Vollversammlung erhalten. Hier veröffentlichen wir die eindrucksvolle Predigt, die beim Eröffnungsgottesdienst in der Klosterkirche Engelberg gehalten wurde vom evangelischen Bischof Dr. Werner Kursche, Magdeburg. (Red.)

«Seid aber Täter des Wortes und nicht Hörer allein, wodurch ihr euch selbst betrüget» (Jak 1,22).

Liebe Brüder und Schwestern!

Diese Mahnung richtet sich an Leute, die sich dem «Wort der Wahrheit» verdanken (V. 18) und aus deren Leben darum das Hören dieses Wortes gar nicht mehr fortzudenken ist, bei denen es vielmehr seinen festen, selbstverständlichen Platz hat. Ich denke, dass wir solche Leute sind. Täter des Wortes zu sein — dazu können nur Menschen aufgefordert werden, für die dieses Wort von Belang ist und die also die Parole, es solle weniger gepredigt und stattdessen mehr getan werden, nur als absurd anzusehen vermöchten, ebenso wie den Gedanken, die Zeit, die sie sich für das Wort Gottes nehmen, sei — angesichts des Ausmasses dessen, was es alles zu tun gibt — vertane Zeit. Nein — für einen Aktivismus, der das Tun gegen das Wort ausspielt, der sich das Hören erspart und «Engagement, Engagement, Engagement» ruft, lässt sich Jakobus bestimmt nicht in Anspruch nehmen. Täter des Wortes sollen wir werden und nicht irgendwelche Täter (als ob das Tun als solches schon einen Wert hätte!). Und

Insofern dadurch die *Identität des Verkündigten mit dem Verkünder* gesichert werden kann, steht der Osterglaube der Apostel und der urchristlichen Gemeinde in einer *echten Kontinuität zum irdischen Jesus* und zwar derart, dass dessen Offenbarungsanspruch ihm nicht erst vom Glauben her zugesprochen wird (das hiesse nämlich den Glauben durch einen Glauben motivieren!), sondern nachgewiesenermassen auf ihn selbst zurückgeht. Ein solcher Nachweis ersetzt nicht den Glauben selbst; vielmehr handelt es sich dabei um eine Verantwortung dieses Glaubens, wie sie dem Verständnis heutiger Fundamentalthologie entspricht.

Josef Imbach

Täter des Wortes kann nur werden, wer es zuvor gehört hat — und zwar sehr aufmerksam, sehr intensiv, mit sehr viel Erwartung gehört hat.

Aber — und darauf liegt hier nun freilich der Ton: das Wort will nicht nur gehört und das gehörte Wort will nicht nur meditiert und diskutiert, sondern es will praktiziert werden. Das gehörte Wort will sich bei uns unbedingt in Lebensvorgänge umsetzen. Es ist ja doch das Wort, das im Vollzug eines Menschenlebens — im Leben Jesu Christi — anschaulich geworden ist. Und darum will es nicht nur einen Erkenntnisprozess einleiten, sondern eine Willensbewegung auslösen. Es zielt immer auf reale Lebensvollzüge, auf ein konkretes Verhalten, auf ein sichtbares Tun. Und zwar ist das nicht nur bei dem im Imperativ formulierten Gotteswort so, bei dem das ja auf der Hand liegt — bei dem Gebot, den Mahnungen, dem Umkehrruf —, sondern auch die Gnadenzusage und das Verheissungswort wollen etwas von uns: der Zuspruch der Vergebung will uns zu Praktikern der Vergebung machen (Matth 18,23 ff.), und die uns zugerufene Verheissung will, dass wir unter dem Anfechtungsdruck der brutalen Welterfahrung nicht zerbrechen, sondern immer wieder den Mut bekommen, etwas zu tun, wodurch andere, die nichts mehr hoffen, «für zehn Pfennig Hoffnung» empfangen. Dass auch und gerade der *Zuspruch* auf ein entsprechendes Tun zielt, scheint mir besonders wichtig. Das gibt dann ein dankbares, gelöstes, unverdrossenes Tun, ein Tun mit langem Atem. Wie gesagt: bei Jakobus spricht nichts gegen das Hören, sondern alles für das Hören. Nur: das Hören ist nicht alles. Jakobus sagt: wenn einer das Wort bloss hört, dann hat das denselben Wert, wie wenn einer sich bloss im Spiegel besieht: der Eindruck verflüchtigt sich, es verändert sich nichts. «Wer meine Worte hört und

¹⁵ F. Lentzen-Deis, Kriterien für die historische Beurteilung der Jesusüberlieferung in den Evangelien, in: Rückfrage, S. 78—117.

¹⁶ F. Mussner, Methodologie der Frage nach dem historischen Jesus, in: Rückfrage, S. 118—47; vgl. bes. 122—30.

¹⁷ Der Begriff der «ipsissima intentio» wird von W. Thüsing verwendet, in: K. Rahner-W. Thüsing, Christologie — systematisch und exegetisch, Quaest. disp. Bd. 55, Freiburg i. Br. 1972, S. 183.

¹⁸ R. Schnackenburg, in: Rückfrage, S. 216.

sie tut» — sagt Jesus am Ende der Bergpredigt —, der macht es richtig.

Wir haben sein Wort so oft gehört. Wir hören es wieder und wieder. Auch in diesen Tagen hier. Wir kennen uns so gut darin aus. Und natürlich wissen wir und haben es vielleicht selbst schon oft genug gesagt, dass das Hören aufs Tun zielt. Aber warum wird denn dann bei uns so beschämend wenig aus dem, was wir gehört haben? Warum wirkt es sich im Leben unserer Kirchen nur auf so überaus kümmerliche Weise aus? Doch nicht etwa, weil es nicht klar und praktikabel genug wäre! Ich will nicht bestreiten, dass es in unserer kompliziert gewordenen Welt auch wirkliche Aporien für den Gehorsam gibt. Aber in sehr vielen Fällen wissen wir doch sehr genau, was Gottes Wort von uns getan haben will. Sehr genau. Woran es dann liegt? Weil Gottes Wort sich nicht nach unseren Wünschen richtet, sondern uns in die Nachfolge des Gekreuzigten ruft und uns also den Weg der wehrlosen Liebe und der Gemeinschaft mit den Ohnmächtigen und Geringen, den Verzicht auf Ansehen und Geltung zumutet und Opfer von uns verlangt, weil es uns den Konformismus verwehrt und die halben Wahrheiten verbietet und uns damit zu Fremdlingen macht in dieser Welt, weil es uns unsere eigenen und unsere kirchlichen Selbstgefälligkeiten nicht durchgehen lässt. Wir merken ganz genau, welche schmerzhaften und einschneidenden Veränderungen in unserem persönlichen Leben und im Leben unserer Kirchen nötig wären, wenn wir uns nach dem richten wollten, was wir als Gottes Wort gehört haben. Wir müssten mit vielem brechen, woran wir uns gewöhnt haben, wir müssten die gesicherte oder die eingermassen erträgliche Position gefährden, die wir uns mit so viel geschickter Taktik, mit so vielen Zugeständnissen erworben haben. Und davor schrecken wir zurück. Darum mildern wir das gehörte Wort ab, entschärfen es, darum interpretieren wir es so lange, bis es zu uns passt und wir bleiben können wie wir sind.

Machen wir doch einmal die Probe aufs Exempel! Was würde es denn im Blick auf die «Einheit in Christus» und auf den «Frieden in der Welt» — also im Blick auf das, womit wir uns auf dieser Konferenz befassen wollen — heissen, «Täter des Wortes» zu sein?

Das Wort, das es hier zu hören gibt und also zu tun gälte, ist eindeutig und klar: «Bemüht euch, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren» (Eph 4,3). Meine Freunde: Unsere Einheit in Christus ist nicht nur — und vielleicht nicht einmal am empfindlichsten — durch Unterschiede in der Lehre in Frage gestellt, sondern durch unser Verhalten zueinander: Es gibt Kirchen in

starker Position, und es gibt Minderheitskirchen in sehr schwacher Position. Bei ihnen kommt es zu regelrechten, wenn auch nie ausgesprochenen Ängstigungen. Es gibt Kirchen im gleichen Lande, die von der staatlichen Macht sehr unterschiedlich behandelt werden — aus den verschiedensten Gründen. «Seid Täter des Wortes!» heisst hier doch ganz schlicht: nützt eure Stärke oder die bevorzugte Behandlung, die ihr erfahrt, nicht aus, verschafft euch keine Vorteile, unterlasst alles, wodurch die schwächere Kirche in eine Drucksituation kommt, macht vielmehr unübersehbar deutlich, dass ihr mit ihr solidarisch seid — eins in Christus! — und dass euch die Gemeinschaft mit ihr wichtiger ist als das eigene Wohlergehen! — «Seid Täter des Wortes», des Wortes, das euch die Einheit in Christus vor Augen stellt! Das heisst auf alle Fälle auch: Überprüft eure eingefleischten dogmatischen Vorurteile und Verurteilungen! Sie sind nicht schon richtig, weil sie so alt sind. Überprüft die Bestimmungen eurer kirchlichen Disziplin! Sie sind nicht schon gut, weil sie immer noch wirksam sind. Wo sie euch hindern, zusammenzukommen und eure Einheit in Christus auszuleben, da stimmt an ihnen etwas nicht. Übt eucharistische Gastbereitschaft, wo die Situation danach schreit oder dafür offen ist! Ob es zu aller Willigkeit in unseren Kirchen geben wird? Oder ob es wieder bloss beim Hören bleiben wird?

«Seid Täter des Wortes!» — des Wortes, das uns den Frieden in der Welt zur Aufgabe macht, indem es die Friedensmacher selig preist (Matth 5,9). Das heisst für uns auf alle Fälle: wir können uns als Kirchen und als einzelne Christen nicht vornehm aus den Konflikten heraushalten, aber wir können die Konflikte erst recht nicht verschärfen. Wir können nicht Öl in das Feuer nationaler Emotionen giessen, wir können die primitive, friedensgefährdende Schwarz-Weiss-Malerei, die Erziehung zum Hass, die Verteufelung des Gegners nicht mitmachen und zu den selbstgerechten Schlacht- und Heldengesängen keine kirchliche Begleitmusik liefern. Hier sind wir schon Täter des Wortes und also Friedensmacher, wenn wir nicht mitmachen. Das wird uns ganz sicher Sympathien kosten und vielleicht noch einiges mehr.

Täter des Wortes und also Friedensmacher sind wir natürlich erst recht und vor allem, wenn wir für den Frieden in der Welt beten und die Verfeindeten vor Gott bringen. Das Gebet ist immer der Übergang vom Hören des Wortes ins Tun, ja es ist schon die erste Tat. Im Gebet werden die Konkretionen des Wortes erfragt, werden die Störmächte entdeckt und wird die Angst vor ihnen genommen und der Mut zuteil, die fälligen Schritte zu tun. Für die Hörer des Wortes liegt hier, im exorzistischen Gebet für den Frieden, das spe-

zifische, weil nur von ihnen zu leistende Tun.

Liebe Brüder und Schwestern! Das Wort Gottes, das wir hören, ist ein ganz und gar verbindliches Wort. Es ruft uns zum Tun und es billigt uns keine Entschuldigungsgründe und keine Aufschubfrist zu. Wenn wir nur an einer Stelle anfangen zu tun, was wir uns bisher immer nur angehört haben, dann umgibt uns ein Hauch von Freiheit. Dann werden wir von Belang. Dann verändert sich ein Stück Welt zum Guten. Weil es das Wort dessen ist, der mit dieser Welt Zukunft im Sinn hat, die Zukunft seines Friedensreiches und der in Christus geeinten, Gott lobenden Menschheit. Dass wir doch an einer Stelle anfangen!

Berichte

Föderationskapitel der Kapuzinerinnen der Schweiz

Am 9. bis 13. September 1974 fand im Franziskushaus zu Dulliken das 6. Kapitel der Föderation der Schweizer Kapuzinerinnen statt. Der Verband, der seit 1958 besteht, umfasst beinahe 500 Schwestern und hat zum Ziele, unbeschadet der Selbständigkeit der einzelnen Klöster und ihrer Oberinnen gemeinsame Interessen und Fragen zu behandeln, sowie Aufgaben zu übernehmen, die einem einzelnen Kloster zu lösen nicht möglich sind. Der Überblick des vergangenen Trienniums bewies, dass die Föderation St. Klara diese Ziele und die schwesterliche gegenseitige Hilfe erreichte.

Das diesjährige Kapitel, dem ein Schulungskurs für Oberinnen vorausging, hatte sich vor allem mit den kürzlich von Rom ad experimentum approbierten Satzungen und damit zusammenhängenden Fragen zu befassen wie z. B. die Weiterbildung, die intern in den Klöstern weitergeführt wird, die Missionsniederlassungen in Tschad und Tanzania usw. Der Vorstand wurde für drei Jahre neu bestellt: Sr. Viktoria Werner in Solothurn ist Präsidentin der Föderation. Weitere Mitglieder sind: Sr. Gertrud in Notkersegg, Vikarin, Sr. Klara Etter in Stans, Sr. Andrea Bucher in Altstätten SG, Sr. Emmerika Iten im Gubel bei Menzingen.

Die 15 Kapuzinerinnenklöster der Schweiz suchen der Kirche als beschauliche Klöster jene Dienste anzubieten, wie sie im Konzilsdekret «Perfectae caritatis» (n. 7) dargelegt sind. Neben diesem allen Niederlassungen gemeinsamen Ideal widmen sich auch einige Klöster aus dieser kontemplativen Grundhaltung heraus dem äusseren Apostolat der Schule, des Unterrichts, der Abhaltung von Meditationskursen, Mission usw. Bereits gibt es auch positive Anzeichen dafür, dass der Rückgang an Ordensberufungen vorüber-

Theologische Fakultät Luzern

Am Dienstag, dem 15. Oktober 1974, beginnen an der Theologischen Fakultät Luzern die Vorlesungen des Wintersemesters 1974/75.

In diesem Wintersemester weilt der bekannte israelische Gelehrte Dr. Benjamin Uffenheimer, Professor für Bibelwissenschaft an der Hebräischen Universität Tel Aviv, als Gastprofessor an unserer Fakultät. Seine Vorlesung trägt den Titel:

«Das prophetische Erlebnis».

Es geht um das Gotteserlebnis der biblischen Propheten, das sie zu ihrer Botschaft an Israel befähigte.

Diese Vorlesung findet alle 14 Tage statt, je Montags von 16.45 bis 18.15 Uhr, an der Fakultät, Zimmer 255, erstmals am 21. Oktober 1974.

Interessenten haben die Möglichkeit, sich für einzelne Vorlesungen als Gasthörer einzuschreiben.

Anmeldung auf dem Sekretariat (Zimmer 262, 2. Stock) der Theologischen Fakultät (alte Kantonsschule), Hirschengraben 10, Telefon 23 64 50.

gehend war und heute das Verständnis für die kontemplative Ordensform dieser Kapuzinerinnen wieder neu aufbricht.

Seraphin Arnold

Hinweise

Hüten Sie sich vor nachstehenden Daten!

Zur Beachtung bei Festsetzung der Termine im kirchlichen Winterprogramm

Verantwortliche von Veranstaltungen wissen, wie sehr beliebte Fernsehsendungen die besten Gemeindeveranstaltungen konkurrenzieren. Kanzelabkündigungen, grosse Inserate und Laufzettel bringen nur wenige Menschen ins Kirchgemeindehaus, wenn Sendungen wie «Wer gönnt?», «Aktenzeichen XY ungelöst», «Teleboy» usw. ausgestrahlt werden. Die nachfolgenden Daten sind im Terminkalender als «ungünstig» für kirchliche Veranstaltungen auszuklammern, weil dann jeweils publikumsbeliebte Programme der Television geboten werden:

Oktober: 11., 12., 19., 24.

November: 9., 15., 16., 22., 28., 30.

Dezember: 7., 13., 17., 19., 21.

Da für die ersten Monate des Jahres 1975 bis jetzt nur wenige Programmdateien bekannt sind, können die ungünstigen Termine nur ganz sporadisch genannt werden, z. B. 17. Januar und 28. Februar («Aktenzeichen XY»). E.P.D.

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Ernennungen

Franz Greber, bisher Pfarrer in Entlebuch (LU), zum Pfarrer von Lengnau (AG);

Jakob Nussbaumer, bisher Administrator in Mägenwil (AG), zum Spiritual im Marienheim, Wangen bei Olten (SO).

Stellenausschreibungen

Die Stellen eines Pfarrers für *Bern-Bethlehem* (innerhalb der St.-Antonius-Kirchgemeinde Bern) und eines *Administrators für Mägenwil* (innerhalb der Pfarrei Wohlenschwil) (AG) werden zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Anmeldefrist bis 19. Oktober 1974 beim Diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn; für Bern-Bethlehem zugleich bei der kantonalen Kirchendirektion, Herren-gasse 5, 3011 Bern.

Bistum Chur

Werbung für Laientheologen

Wir finden in der Schweizerischen Kirchenzeitung öfters Inserate von Kirchgemeinden des Inhalts: «Gesucht Katechet oder Laientheologe». Die Inserate stammen mehrheitlich aus unserer Diözese. Dürfen wir hier einmal darauf aufmerksam machen, dass die Laientheologen im eigentlichen Sinn zum Personal des Bistums zählen, und dass damit auch ihr Einsatz und ein eventueller Stellenwechsel grundsätzlich über die Personalkommission des Bistums gehen.

Anders verhält es sich mit den Katecheten. Sie haben sich für gewöhnlich nicht einem bestimmten Bistum verpflichtet, wie ja auch das Bistum an ihrer Ausbildung weniger beteiligt war.

Man wolle sich nach Möglichkeit an diese Grundlinie halten. Für begründete Ausnahmen haben wir Verständnis.

Die Personalkommission

Stellenausschreibung

Die Pfarrei *Lungern* (OW) wird hiemit zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten mögen sich bis zum 31. Oktober 1974 bei der Bischöflichen Kanzlei, Abteilung Personalkommission, Hof 19, 7000 Chur, melden.

Opfer für die Missionen

Das Opfer für die Missionen (Päpstliche Missionswerke) vom 20. Oktober 1974 ist auf Postcheckkonto 17 - 1220 Freiburg direkt zu senden und nicht über das Postcheck der Kanzlei.

Bistum St. Gallen

Stellenausschreibung

Durch Wegwahl des Pfarrherrn ist die Pfarrpfünde von *Valens* verwaist. Die Stellenbesetzungskommission erachtet es als richtig, dass ein älterer Priester sich um die Stelle (als Pfarrer oder Primissar) bewerben soll. Anmeldungen sind bis zum 31. Oktober 1974 an das Personalamt der Diözese, Klosterhof 6 b, 9000 St. Gallen, zu senden.

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Ernennungen

Bischof Dr. Pierre Mamie ernennt:

H. Domherrn *Joseph Vonlanthen*, Dekan in Tafers, zum Diözesanpräses der deutschsprachigen Frauen- und Müttergemeinschaften in Nachfolge von H. Domherrn Paul Perler, der seine Demission eingereicht hat;

Abbé *Pierre Mialon*, Priester der Diözese Le Puy, zum Pfarrhelfer in der Pfarrei Notre-Dame in Lausanne;

Abbé *José Barò*, bisher Vikar in der Pfarrei St-Nicolas de Flue, Lausanne, zum Akademikerseelsorger für die Universität Lausanne und gleichzeitig zum Mitarbeiter im waadtländischen Seelsorgerteam für Sondererziehung auf dem Gebiet der Heilpädagogik;

Don *Gian Paolo Merlo*, Priester des Bistums Vicenza, zum Vikar an der katholischen Italienermission von Genf, an Stelle von P. Stanislao Fiscarelli;

P. *Angelo Priore*, CS, zum Vikar an der katholischen Italienermission in Genf, an Stelle von P. Luigi Liber, der nach St. Gallen abberufen wird;

P. *Gelmino Metrini*, CS, zum Vikar an der katholischen Italienermission von Genf, an Stelle von P. Luigi Casaril, CS, der in das italienische Erholungsheim (Maison de repos italienne) von Genf umzieht;

P. *Jean Chevolet*, SSS, zum Vikar in der Pfarrei Sacré-Cœur in Genf;

P. *Benjamin Mocelin*, SSS, bisher Vikar in der Pfarrei Sacré-Cœur in Genf, zum

Pfarrhelfer in der Pfarrei Ste-Claire in Genf.

Abbé *André Bidet*, bisher Pfarrhelfer in der Pfarrei St-Rédempteur in Lausanne, zum Vikar in der Pfarrei St-Nicolas de Flue in Lausanne;

P. *Maurice Curty*, Franziskaner, zum Hilfspriester in der Pfarrei St-Jean in Freiburg;

Abbé *Bernard Zenhäusern*, Pfarrer von Belfaux, wird zugleich Präses der Bewegung ACI (action catholique dans les milieux indépendants) für den Kanton Freiburg;

Abbé *Richard Arnold*, bisher Vikar in der Pfarrei St-Rédempteur in Lausanne, erhält die Erlaubnis, ein Jahr im Prado (Lyon) der Weiterbildung zu widmen.

Anmeldung zur Firmung

In unserer Zeitschrift «Evangile et Mission» erscheint nächstens ein Anmeldeformular für die Pfarreien, welche die Spendung des Sakramentes der Firmung auf das Jahr 1975 ansetzen möchten. Wir bitten auch die deutschsprachigen Priester, die beigefügten Richtlinien zur Kenntnis zu nehmen. Die genauen Daten für die Firmung sind bis 21. Oktober der Bischöflichen Kanzlei mitzuteilen (Ersatzdatum vorsehen). Nötigenfalls gibt die Kanzlei über die Richtlinien Auskunft.

Im Herrn verschieden

Antoine Grand, Resignat, Lausanne

Antoine Grand stammte aus Semsales (FR). Er wurde daselbst am 20. Juli 1896 geboren und am 21. November 1918 in Freiburg zum Priester geweiht. Er wirkte als Vikar in der Pfarrei Ste-Clotilde in Genf (1918—1921), als Pfarrer von La Roche (1921—1939), als Seelsorger in Adolboden (1945). Dann war er Vikar in Nyon (1946—1952), Spiritual im Pensionat Montolivet in Lausanne (1952 bis 1958), Pfarrhelfer in Nyon (1958—1965). Seither lebte er als Resignat in Lausanne. Er starb am 1. Oktober 1974 und wurde am 4. Oktober 1974 in Lausanne bestattet.

Bistum Sitten

Theologisch-pastoraler Weiterbildungskurs im St. Jodernheim, Visp vom 21.—24. Oktober 1974

Thema: Fragen der Christologie

Programm:

Montag, den 21. Oktober. *Exegese*: Prof. Dr. Hermann — Josef Venetz, Fribourg. Vorösterliche Christologie. Die «Sache Jesu» und die Frage nach der «Exousia».

Die Bedeutung von Tod und Auferstehung Jesu für die Christologie.

Dienstag, den 22. Oktober. Nachösterliche Christologie.

— Gattungen und Formen des Bekenntnisses

— Christologische Hoheitstitel. Einheit und Vielfalt der Christologie im NT.

Mittwoch, den 23. Oktober. *Dogmatik*: Prof. Dr. Eduard Christen, Luzern.

Was heisst: Christus lebt? Christus durch seine Kirche in der Welt.

Donnerstag, den 24. Oktober. Christus und christliches Zeugnis in der Welt.

Die Vorläufigkeit des Christusglaubens.

Beginn des Kurses:

Montag, den 21. Oktober, 9.15 Uhr.

Schluss des Kurses:

Donnerstag, den 24. Oktober, 18.00 Uhr.

Tagesprogramm:

9.15 Uhr 1. Referat
10.30 Uhr Aussprache oder Arbeit in der Gruppe
14.30 Uhr 2. Referat — Kaffeepause
16.15 Uhr Aussprache oder Arbeit in der Gruppe

Bemerkungen: Der Fortbildungskurs bezweckt nicht nur die «Fortbildung», sondern ebenso sehr die Einkehr, das gemeinsame und persönliche Gebet sowie das brüderliche Gespräch, Ruhe und Geselligkeit. Die Teilnehmer sind gebeten, am ganzen Kurs teilzunehmen und nicht nur zum einen oder andern Vortrag zu erscheinen. Für das gemeinsame Beten der Tageshoren wird das «Neue» Stundenbuch benützt. Das Kursgeld (alles inbegriffen) von Fr. 100.— kann während des Kurses bezahlt werden.

Anmeldungen: an das St.-Jodern-Heim, 3930 Visp, Telefon 028 - 6 22 69.

Kursleitung: *Bruno Lauber*, Bischofsvikar, St. Jodernheim, Visp.

Eingegangene Bücher

Einzelbesprechung erfolgt nach Möglichkeit.

Adler, Gerhard: Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde ... Parapsychologie, Okkultismus, Religion. Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, 1974, 198 Seiten.

Balthasar, Hans Urs von: Die Wahrheit ist symphonisch. Aspekte des christlichen Pluralismus. Einsiedeln, Johannes-Verlag, 1972, 165 Seiten.

Finkenzeller, Josef: Von der Botschaft Jesu zur Kirche Christi. Zweifel — Fragen — Probleme — Antworten. München, Don-Bosco-Verlag, 1974, 159 Seiten.

Hommel, Gisela: Handbuch für Halbgläubige oder wie man heute zu einem christlichen Leben erziehen kann. Experiment Christentum Band 17, herausgegeben von Thomas Sartory und Otto Betz. München, Verlag J. Pfeiffer, 1974, 119 Seiten.

Jakobi, Paul: Junge Kirche. Biblische Betrachtungen im Jahreslauf. Pfeiffer-Werkbücher Nr. 123, herausgegeben von Otto Betz. München, Verlag J. Pfeiffer, 1974, 184 Seiten.

Nordhues, Paul: Kleines Fürbittbuch. Paderborn, Verlag Bonifacius-Druckerei, 1974, 152 Seiten.

Sartory, Gertrude und Thomas: Das ganze Leben. Anregungen für junge ältere Leute. Leben lernen Band 7. München, Verlag J. Pfeiffer, 1974, 232 Seiten.

Splett, Jörg: Konturen der Freiheit. Zum christlichen Sprechen vom Menschen. Frankfurt am Main, Verlag Josef Knecht, 1974, 180 Seiten.

Scholl, Norbert: Befreiter Glaube — befreiender Glaube. Orientierungshilfen. Experiment Christentum Band 16. München, Verlag J. Pfeiffer, 1974, 131 Seiten.

Mitarbeiter dieser Nummer

P. Seraphin Arnold OFM Cap., Ordensassistent, Kapuzinerkloster, 6460 Altdorf

Dr. Walter von Arx, Leiter des Liturgischen Instituts, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich

Dr. P. Josef Imbach OFM Conv., Fichtentrain 2, 4106 Therwil

P. Markus Kaiser, Redaktor, Hirschengraben 86, 8001 Zürich

Dr. P. Fritz Patrick Schaller, Chemin de la Forêt 5, 1700 Freiburg

Dr. Alois Sustar, Bischofsvikar, Hof 19 7000 Chur

«Schweizerische Kirchenzeitung»

Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag.

Redaktion:

Hauptredaktor: Dr. Joh. Bapt. Villiger, Prof., St.-Leodegar-Strasse 9, 6000 Luzern
Telefon 041 - 22 78 20.

Mitredaktoren: Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Tel. 081 - 22 23 12

Dr. Ivo Fürer, Bischofsvikar, Klosterhof 6, 9000 St. Gallen, Telefon 071 - 22 20 96.

Nachdruck von Artikeln, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher Genehmigung durch die Redaktion gestattet.

Eigentümer und Verlag:

Grafische Anstalt und Verlag Raeber AG, Frankenstrasse 7—9, 6002 Luzern,
Telefon 041 - 22 74 22 / 3 / 4,
Postkonto 60 - 162 01.

Abonnementspreise:

Schweiz:
jährlich Fr. 45.—, halbjährlich Fr. 24.—.
Ausland:
jährlich Fr. 53.—, halbjährlich Fr. 28.—.
Einzelnummer Fr. 1.30.

Bitte zu beachten:

Für Abonnemente, Adressänderungen, Nachbestellung fehlender Nummern und ähnliche Fragen: Verlag Raeber AG, Administration der Schweizerischen Kirchenzeitung, Frankenstrasse 7—9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 22 74 22.

Für sämtliche Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare: Redaktion der Schweizerischen Kirchenzeitung, St.-Leodegar-Strasse 9, 6000 Luzern, Telefon 041 - 22 78 20.

Redaktionsschluss: Samstag 12 Uhr.

Für Inserate: Orell Füssli Werbe AG, Postfach 1122, 6002 Luzern, Telefon 041 - 24 22 77.

Schluss der Inseratenannahme: Montag 10 Uhr.

ARS ET AURUM

- Anfertigung aller sakraler Geräte nach individuellen Entwürfen: Gefässe / Leuchter / Tabernakel / Figuren usw.
- Künstlerische Gestaltung von Kirchenräumen
- Beste Referenzen für stilgerechte Restaurationen
- Feuervergoldung als Garant für höchste Lebensdauer

Kirchengoldschmiede
9500 Wil, Zürcherstr. 35

W. Cadonau + W. Okle
Telefon 073 - 22 37 15

Die römisch-katholische Kirchengemeinde **Möhl**in sucht auf Herbst 1974 einen

Katecheteten

Sein Tätigkeitsgebiet umfasst nebst Religionsunterricht: Erwachsenenbildung, Jugendarbeit und liturgische Aufgaben.

Wir bieten weitgehend selbständige Tätigkeit und zeitgemässe Gehalts- und Sozialleistungen.

Wenn Sie Interesse haben, vollverantwortlich im Seelsorgeteam unserer Pfarrei mitzuarbeiten, dann reichen Sie Ihre **Anmeldung** an die Römisch-katholische Kirchengemeinde, 4313 Möhlin, ein.

Für Auskünfte wollen Sie sich an Herrn Pfarrer Martin Koller, Telefon 061 - 88 10 54, wenden.



Rauchfreie

Opferlichte

in roten oder farblosen Kunststoffbechern können Sie jetzt vorteilhafter bei uns beziehen.

Keine fragwürdigen Kaufverpflichtungen. Franko Station bereits ab 1000 Lichte.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

HERZOG AG

6210 Sursee, Tel. 045 / 2110 38

Die leichten, warmen, wetterfesten

Lodenmäntel

stehen diesen Winter wieder hoch im Kurs. Wir haben für Sie einen erstklassigen Mantel aus 100 % reiner Wolle eingekauft, der eine bequeme Raglanform hat. Farbe mittelgrau. Der Mantel ist ganz gefüttert.

Preis für diesen Qualitätsmantel nur Fr. 339.—

ROOS Herrenbekleidung, Frankenstrasse 9
6003 Luzern, Telefon 041 - 22 03 88



Wie schnell sind Ihre Werbepferde?

Inserate in der **Schweizerischen Kirchenzeitung** wirken schnell

Inserate über OFA

Orell Füssli Werbe AG

Luzern Frankenstrasse 7/9 Tel. 041 24 22 77



Leobuchhandlung

Gallusstrasse 20, 9001 St. Gallen
Telefon 071 - 22 29 17

Gratisabonnement für unser Informationsbulletin «Leo-Index». Der Leo-Index informiert Sie unentgeltlich und unverbindlich über Neuerscheinungen auf den Gebieten Theologie, Philosophie, Soziologie und Pädagogik.

Altersnachmittage



mit Leonardo Zauberei
6015 Reussbühl
Telefon 041 - 22 39 95

Ikonen wie «Echt» zu verkaufen zugunsten der Lepra-Kranken Handarbeit von Leonardo.

Orgelbau

Ingeborg Hauser
8722 Kaltbrunn

Tel. 055 / 75 24 32
privat 055 / 86 31 74
Eugen Hauser

Neuerscheinung:

Dieter Emeis

Zielgruppe Eltern

Ein Handbuch der katechetischen Elternbildung mit Entwürfen zu Einzelprojekten.

Taufgespräch — Fragen des Kleinkindalters und des Vorschulalters — Hinführung zur Eucharistie.
248 Seiten, kart. lam., Fr. 31.90.

Dieter Emeis ermöglicht dem Seelsorger, die Eltern in der Gemeinde zur religiösen Erziehung ihrer Kinder zu motivieren und zu befähigen.



Kurze Lieferzeiten

Herder